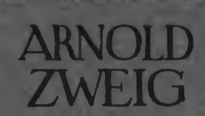
Drei Erzählungen

Arnold Zweig



Drei Erzählungen



ARNOLD ZWEIG

DREI ERZÄHLUNGEN

1920
WELT-VERLAG / BERLIN

Druckleitung und Einband von Menachem Birnbaum

MEINEN ELTERN

AUFZEICHNUNGEN ÜBER EINE FAMILIE KLOPFER (1909)

Ich will die Geschichte unserer Familie niederschreiben, zu eigenem Vergnügen und zur Erweiterung und Abrundung der Kenntnis meiner selbst, meiner und meiner Schwester Miriam, mit der ich lebe und die mir alle Frauen zu ersetzen weiß. Ich vermute, daß nach unserem Tode — und wir werden wohl beide ohne längere Zwischenzeit sterben, eines freien Todes, wie sich ergeben wird — dieses Manuskript kaum übrigbleibt, oder vielleicht doch, möglicherweise; denn das, was darin steht, dürfte dann keinen lebendigen Menschen mehr betreffen, der mir innerlich noch irgendwie nahesteht, und Gleichgültige zu verletzen habe ich mich nie gescheut; vielleicht hatte ich sogar ein gewisses Vergnügen daran und manchmal danach eine Sehnsucht. Wie dem auch sei, und wieviel Jahre ich mir noch gebe — heute ist Frühling über dem See von Tiberias, dem blauen Himmel hebt sich das blaue Wasser entgegen, grüne Ufer umfassen es und tragen es gleichsam empor, und die leichten Wolken sind den hellen Segeln der Fischer verwandt, die schwerfällig ziehend ihre Arbeit verfolgen: heute will ich von jener Zeit in Deutschland schreiben, die weit über hundert Jahre zurück liegt, nach Notizen meines Vaters in seinen Tagebüchern, diesen drei oder vier ersten Heften meines ziemlich berühmten und ebenso eitlen Vaters, die er, Peter Klopfer, selbst der Veröffentlichung entzog, ohne sich jedoch entschließen zu können, diese Zeugen seiner ersten Semester zu verbrennen. Sein

Bild, mit kleinem Barte, engen braunen Augen und kleinen Kotelettes, die erst grau wurden, als es unbedingt nötig schien, mit dem starken Augenglas und dem stets so wohl gehaltenen Äußeren, findet man in vielen Revuen der neueren deutschen und der jungen hebräischen Literatur, seine Tagebücher und Briefe, die er selber redigiert hat und die nach seinem Tode erst erschienen, sind jedem Liebhaber ein teurer Schatz und den Biographen eine ebenso ausführliche wie irreführende Quelle: denn der große Mann, mein Vater, verfehlte nicht, bedeutende Verbesserungen, Striche und Zusätze anzubringen und so ein authentisches Märchen von sich zu verfassen, eine übrigens begabt angelegte Legende vom Leben und den Taten Peter Klopfers, des Lyrikers und Dramatikers. Ich, sein Sohn Heinrich, werde diese Legende ein wenig zerstören, wenn meine Schreiberei so weit gelangt, ohne Haß nebenbei, ohne eine Rache zu üben, aus wissenschaftlichen Gründen. Ich kannte meinen Vater sehr viel besser als er sich selbst; dieser intuitive Psycholog beging nämlich zwei Fehler, den ersten, daß er uns Medizin studieren ließ und den zweiten, als er sich seinerzeit in unsere Behandlung begab. Daher konnte er uns, Miriam und mich, nie belügen, wie es ihm bei allen seinen Freunden und vorzüglich bei den Frauen gelang. Es sind verwirrend viel Klopfers da, und ich werde ohne Scheu diejenigen weglassen, die mich nicht verführen. Es ist jedenfalls für mich von Reiz und Wert, in das Walten des Blutes einzudringen und mittels einer vorsichtigen Psychologie und Physiologie endlich jenes merkwürdige und mir immer von neuem fragenswerte Objekt hervorzubringen, welches Ich heißt und mein Ich ist — für niemanden von Wichtigkeit als für mich, meine Krankengeschichte über vier Generationen hinweg.

I

Klopfers sind aus Rußland nach Deutschland gekommen, niemand weiß mehr wann und wo. Jakob Klopfer ließ sich im Posenschen nieder, irgendwo im polnischen Teil dieser preußischen Provinz, in einem Neste, dessen Namen ich sicherlich nicht aussprechen könnte, selbst wenn ich ihn wüßte. Er war ein Fleischer von Beruf, aber sowie ihm die Möglichkeit gegeben war, verließ er dieses Gewerbe und erwarb für lächerlich wenig Geld, sein ganzes Vermögen, einen Acker, einiges Rodland und ein elendes Häuschen mitten im Walde. Er wurde ein Bauer und schritt schweigsam und sehr groß hinter dem Pfluge her, den zwei Ochsen zogen, sein stolzestes Eigentum — ein Riese von Wuchs und Breite. Ein Kranz starken, schwarzen Barthaares hing um Kinn und Wangen, die Augenbrauen standen dick und rund wie Finger über den gelbbraunen Augen, und mit den breiten gelben Zähnen hielt er beständig eine sehr schmutzige, halblange Pfeife mit einem Porzellankopf, der ehemals weiß und bunt bemalt gewesen. Er war ungelehrt und sehr fromm, nicht aus brennendem Gefühl, sondern in zäher Gottesknechtschaft, die sich offenbarte in einem dumpfen Fatalismus, dem Glauben an „Gottes Hand“, und in einem inbrünstigen Befolgen aller Riten und Gesetze des auserwählten Volkes. Wenn er sich ärgerte oder krank fühlte, oder auch wenn kein sichtlicher Grund vorlag, ging er zu einem Fäßchen achtzigprozentigen Spiritusses und trank, tat einige kräftige Züge und fühlte sich erleichtert; übrigens sah ihn niemand ernstlich betrunken. Hin und wieder allerdings lag er krank zu Bett, von Rückenschmerzen gepeinigt, die kein Arzt bekämpfen konnte, weil er nie einen befragte und sich bis zum nächsten Anfall mit Tees und Einreibungen von seiner

Frau kurieren ließ; doch sah er manchmal nicht sonderlich wohl aus, eher blaß, gebückt und mager. Er kam bei einem Brande seines Hauses um: dieses armselige Bauwerk brannte eines Nachts lichterloh, er wollte die Ochsen aus dem Stalle ziehen und wurde dabei von einem brennenden Balken auf den Kopf getroffen, so daß er starb. Seine Frau, meine Urgroßmutter, weinte sehr hierüber; darauf zog sie zu einem ihrer älteren Söhne und lebte dort noch lange, wechselte eines Tages den Aufenthalt, indem sie den jüngsten Sohn aufsuchte und endete bei ihm, in einem dunklen Dorfe nahe der Grenze, sehr alt, krumm gedrückt von der Feldarbeit und den vielen Säcken Kartoffeln, die sie früher auf ihrem Rücken zwei Meilen weit zum Markt zu tragen pflegte, hustend und schwindsüchtig, mit sehr roten, tränenden Augen, vielen Runzeln, einer weinerlichen Stimme und einem Beinschaden, der zu Zeiten eine gelbliche Flüssigkeit absonderte. Sie hinterließ ein paar Taler, zwei Leuchter aus dünnem Silber und eine silberne Uhr mit Kette, und außerdem ein kleines Armband aus demselben Metall, das sie ihrer liebsten Enkelin noch bei Lebzeiten schenkte; einem kleinen, damals sechsjährigen Mädchen, welches keineswegs alt wurde, was man begreifen wird, wenn man hört, daß es mit der Großmutter das Bett teilte. Infolgedessen wurde es begraben, noch ehe es neun Jahre hatte; aber weil da noch mehrere Kinder lebten, kam das wenig in Betracht.

2

Dieses Ehepaar kam trotz einer harten, lebenslänglich fortgesetzten Arbeit zu nichts und blieb arm: vermutlich weil Jakob Klopfer, — der sich eines Tages von

einem anderen Juden durch Weinen, Flehen und Unkenntnis in einen Pferdehandel verwickeln ließ und darin sein gesamtes damaliges Barvermögen, siebzig Taler, verlor — im Grunde eine Art Träumer war, ein Mann, welcher in die Höhe strebte, ohne dazu andere Grundlagen und Mittel zu besitzen als Einbildungskraft. Von den Kindern, die ihm seine Frau in den Zwischenpausen ihrer Arbeit gebar, blieben vier Söhne am Leben, vier muntere und stets schmutzige Bauernjungen, die hungerten, barfüßig durch den Kot des Dorfes liefen und sich balgten, wenn sie nicht das Vieh hüteten. Drei von ihnen kannte ich selber noch, dicke, bärtige Männer mit Glatzen, einander sehr ähnlich, mit engen Augen und langen geraden Nasen, die mit der Oberlippe einen spitzen Winkel bildeten; mein Großvater ist einer von ihnen, der Älteste; aber nicht von Geburt. Sein Bruder Moritz war älter als er. Der soll ein bildhübscher Junge gewesen sein, mit großen schwarzen Augen und einem klugen Munde. Ich habe ihn nie gesehen, auch mein Vater kann sich seiner nicht erinnern, denn als er einmal seinen Bruder besuchte, meinen Großvater, war mein Vater noch ein ganz kleines Kind; aber die Töchter Moritz Klopfers sollen seine Schönheit geerbt haben, und Abbildungen aus der Zeit, in welcher die Krankheit ihn bereits zerstört hatte, zeigen noch Spuren davon. Klug mag er gewiß und über die Maßen lerneifrig gewesen sein; er trieb das Vieh wohl eine Weile weit aus, dann übergab er es seinen Brüdern und lief eilig ins Dorf zurück, zum Herrn Pfarrer, der ihm, ohne Entgelt natürlich, deutschen Unterricht erteilte; es ist nicht festzustellen, ob er es aus Freundlichkeit tat oder weil er ihn bekehren wollte. Das wäre ihm jedenfalls mißlungen, denn eines Tages spannte der Vater ein Pferd vor den

leichten Wagen, die Mutter zog dem Vierzehnjährigen seine besten Sachen, einen vermutlich fragwürdigen Staat an und so fuhren sie nach Gnesen, zu dem Konfektionsgeschäft von Josef Roth. Herr Roth entrüstete sich über diesen Anzug, setzte seinen Kneifer auf, sah sich den Jungen an, ließ ihn zwei oder drei Briefe verfassen, die in erträglichem Deutsch und mit einer wundervoll regelmäßigen Schrift niedergeschrieben wurden und behielt ihn bei sich, so daß die Mutter allein mit dem Fuchs nach Hause fuhr. Moritz zeigte sich tüchtig, umsichtig und sparsam, er kam aus dem Kontor in den Laden, aus dem Laden auf Reisen, und blieb ein schöner, wortgewandter und erfolgreicher Reisender bis zu seiner Militärzeit. Er fühlte sich als Deutscher, dem zufällig und ohne Wesentlichkeit mosaische Konfession anhaftete, und er glaubte ihr seiner Zeit folgend genug zu tun, wenn er sich wohltätig verhielt und an den hohen Festtagen dem Gottesdienste folgte, deutsch betend, da er die heilige Sprache nur noch mangelhaft verstand. Er diente bei der Feldartillerie und hatte das Unglück, kurz vor Beendigung seiner Jahre mit in den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 ziehen zu müssen, in dem er große Strapazen, Kanonaden und Aufregungen zu erdulden hatte, deren Folgen sich später zeigen sollten, ohne ihm mehr als den Grad eines Gefreiten einzubringen. Vorläufig begab er sich nach dem Friedensschlusse in den rheinisch-westfälischen Industriebezirk, den er gründlich von seinen Geschäftsreisen her kannte, und verlobte sich mit einem Fräulein Laura Wildfang, welche zwar nur durchschnittlich aussah, jedoch ein gewisses Vermögen besaß und ihn gern nahm, heiratete sie, begründete ein Konfektionsgeschäft, und hatte mit ihr Kinder, drei Söhne und zwei sehr schöne Töchter. Auch er,

der großes Ansehen genoß und bei den Menschen sehr beliebt war, zum Hauptmann der Feuerwehr aufrückte und noch andere Ehrenämter übertragen bekam, blieb ein stattlicher Mann, breit in den Schultern, mit prächtigem schwarzem Barte, wenn auch in den letzten Jahren ein wenig korpulent, und machte den Eindruck einer blühenden und festen Gesundheit. Um so überraschter und erschreckter sah sich seine Familie, als er eines Tages Zeichen geistiger Unzulänglichkeit gab, lallte, irre redete, das Gedächtnis und die Herrschaft über seine Glieder verlor, und es in kurzer Zeit augenscheinlich wurde, daß er von einer Geisteskrankheit befallen sei und sein Gehirn sich erweichte, wie das Volk zu sagen pflegt. Man mußte seit jener Zeit ihn an- und auskleiden und den großen Mann füttern wie ein Kind; auf diese Weise lebte er noch ziemlich lange, kümmerlich und ein Jammer aller, die ihn früher gekannt hatten. Seine Kinder ergriffen sogleich Beschäftigungen, welche Geld brachten und ernährten einander so aufs kärglichste, indem sie überdies in drückende Abhängigkeit von Verwandten gerieten. Schließlich starb der Vater, und die Witwe zog mit ihren Kindern nach Berlin. Hier konnten sie sich freier bewegen: der älteste Sohn Jakob, bis dahin Reisender wie sein Vater, der außer anderen Abgaben an die Familie auch seinen jüngeren Bruder hatte Jus studieren lassen, konnte endlich ans Heiraten denken; seine beiden Schwestern, Ella und Rosa, deren Schönheit mit den Jahren immer voller und schwerer reifte und ihnen mit runden Schultern, starker Brust und sehr dickem schwarzem Haar etwas Träges und Majestätisches gab, fanden ebenfalls Ehemänner, obwohl sie kein Geld, dafür aber geschäftliche Tugenden hatten, und auch ihre beiden Brüder, Erich der Rechtsanwalt und Hans

der Kaufmann, erlangten eine bürgerliche Stellung. Sie allesamt genossen als sehr unauffällige redliche und mittelmäßige Bürger eine gewisse Beliebtheit. Übrigens benahmen sie sich vorsichtiger als ihr Vater, indem der jüngste überhaupt nicht heiratete, und der Rechtsanwalt Dr. Klopfer sich mit zwei Kindern begnügte; meinem Vetter Josef, einem blassen jungen Menschen, den ich sehr wohl kannte und der als recht guter Dilettant des Klaviers galt, bis er, ein Dr. phil. und scharfsinniger Mathematiker von dreiundzwanzig Jahren, sich mit dem Dienstgewehr erschoß, weil ihn sein Unteroffizier schikanierte — und einer Tochter Flora, meiner hübschen Kusine, die sich, wie man sagt, einmal darauf kaprizierte, mich zu heiraten, obwohl sie mager und schwarzäugig aussah, von heftiger Gemütsverfassung und mit etwas langer, etwas herunterhängender Nase, und die schließlich irgendeinen Rabbiner genommen hat und mit diesem unnützen und sanften Manne in Deutschland lebt, in Breslau, wenn ich mich recht erinnere. Jakob Klopfer, der älteste, der betriebsame Kaufmann, bekam drei Kinder von seiner Frau beschert, die nebenbei eine geborene Wolfsmilch aus Nürnberg ist, drei Söhne, und sie alle drei stellten sich als liebe, artige und unbeschreiblich dumme Jungen heraus, welche in der Schule niemals vorwärtskamen, zur Verzweiflung ihres klugen Vaters, die nicht militärtauglich waren und den Namen Klopfer in Deutschland weiterpflanzen werden, denn sie sind bereits verheiratet und haben Kinder, die ihnen gleichen. Ich will auch nicht vergessen zu bemerken, daß es jüngst zu einem intimen Familienskandal kam, weil Moritz, der älteste, entdeckte, seine üppige Frau Helene, eine geborene Äsch, betröge ihn mit irgendwelchen jungen Leuten, und weil er diese Entdeckung

dazu benutzte, seinen ins Wanken geratenen Kredit wieder festzustellen, indem er Frau Helene, die geborene Äsch, zu einigen Gläubigern mit Bitten und Gesuchen schickte, die ihm auch bewilligt wurden; seine Brüder entrüsteten sich glaublicherweise darüber aufs äußerste. Es ist wahr, sie alle hätten dergleichen brauchen können, denn sie sind allesamt kleine Garderobengeschäfte im Berliner Osten, aber keiner hat eine so hübsche und unbedenkliche Frau wie Helene, die geborene Äsch. Wir, Miriam und ich, verfehlten keineswegs, ihnen einmal zu Rosch-ha-schanah, ihrem Neujahrsfeste, unsere Sympathie auszudrücken, denn, wie sich Moritz wehmütig verteidigte: „Was wollt ihr? Was habt ihr euch? Bei den Zeiten . . .“

— 3 —

Diese Linie der Familie war die einzige, die nicht gewohnheitsmäßig und für fast zwei Generationen in Hinterhäusern lebte, in dumpfen, lichtlosen und ungelüfteten Räumen, in beständigem Kampfe mit Küchenschaben und Wanzen, unter dem Einflusse von Feuchtigkeit und schlechter Luft auch außerhalb der Wohnungen, und sich nur langsam in bessere Umgebungen hineinarbeitete. So erging es den anderen drei Brüdern und ihren Nachkommen; Heinrich, Eduard und Karl Klopfer entfernten sich keineswegs aus dem ungesunden Gebiet der Wartheniederungen, in dem sie geboren waren. Heinrich ist mein Großvater, so will ich von ihm zuletzt schreiben und seiner jüngeren Brüder vor ihm gedenken. Eduard wurde Kaufmann: er trat als Lehrling in ein Spezereigeschäft ein, und zwar in Posen, verwandelte sich zusehends von einem Viehjungen, der Hosen aus Sackleinwand trug und eine starke,

jedoch nicht unschöne Hakennase besaß, in einen sehr gescheitelten Gehilfen mit Röllchen, die aus dem Ärmel herausfielen, und einem Schnallenschlips, der am Kragen- emporstrebte, bis er dicht unter den Ohren saß; und wenn er abends nach Ladenschluß mit einem runden steifen Hute und sehr spitzen Schuhen zu seinem Mädchen ging, welches er übrigens gezwungenerweise beständig wechselte, so konnte er für einen Kavalier gelten. Überdies sparte er und legte manches zurück, sandte auch hin und wieder ein wenig Geld nach Hause und lebte so, tüchtig und unbeachtet, bis er Soldat wurde, Pionier, ohne daß er die Stadt zu verlassen brauchte. Da er von seiner Jugend her stark und geschickt genug war, ging es ihm nicht schlecht: er wurde zwar nicht befördert, hatte aber doch ein erträgliches Leben, besonders weil er am vierten Abend seines Dienstes einen Stubenkameraden, der ihn seines beinahe vergessenen und gleichgültigen Judentums halber verspottete und beschimpfte, im Ausbruch eines sehr leicht reizbaren Jähzornes fürchterlich verprügelte und ihn unfehlbar zum Krüppel geschlagen oder erwürgt hätte, wenn er nicht von der Stubenmannschaft überwältigt worden wäre. Der Unteroffizier vertuschte die Angelegenheit und Eduard Klopfer hatte Ruhe. Diese plötzlich aufsteigende Wut, welche alle Überlegung und Rücksicht wie mit einer brennenden Mauer verdeckte, teilte er übrigens mit allen seinen Brüdern, obwohl der alte Jakob Klopfer ein sanfter Mann gewesen sein muß; aber wer weiß, welcher Vorfahr ihnen dieses Erbteil hinterlassen hat? Noch als Soldat in der dunkelblauen Uniform mit sehr hoher Mütze erblickte ihn Johanna Fuchs, die Tochter des Schneidermeisters Fuchs, und verliebte sich in ihn, und da sie ziemlich hübsch aussah, eine frische brü-

nette Person mit bläulichen Augen und zartem Teint, dazu ein wenig Geld mitbekam, verliebte auch er sich in sie und heiratete, zwei Jahre nach seiner Entlassung aus dem Dienste. Sie gründeten von dem gemeinsamen Vermögen einen Spezereiladen in Bromberg, welcher aber nie so recht ging, und hatten in sieben Jahren fünf Kinder, von denen glücklicherweise zwei starben, das eine am Scharlach und das andere an einem Genickbruch, den es erlitt, als es von einem Stuhle auf den Fußboden herabfiel. Die Ehe, aus Liebe geschlossen, wurde bald sehr stürmisch und gehässig; da sich das Geld niemals so reichlich einfand, wie man es hätte gebrauchen können, weil Frau Johanna sowohl wie Eduard das gute Essen und eine bequeme Kleidung zu schätzen wußten, kam es bald zu äußerst heftigen und häufigen Zwistigkeiten, an denen sich niemand schuldig fühlte, bei denen immer etwas zerschlagen wurde und die damit endeten, daß er die Tür hinter sich mit Geräusch schloß und in das Wirtshaus ging, während sie weinend zurückblieb, den Tag verfluchend, an dem sie ihn zuerst gesehen hatte. In dieser Luft von Schimpfworten, Haß und Genußsucht wuchsen die Kinder auf, zwei Knaben und ein Mädchen, und es ist klar, daß sie hiervon nicht die besten Grundlagen empfingen noch auch ihre Eltern schätzen lernten, die trotz allem im Geschäft und in der Wirtschaft tüchtig arbeiteten. Es kam jedoch zum Bankerott, und Frau Johannas Brüder, alle recht wohlhabende Fabrikanten und Kaufleute, erwarben für den Mann ihrer Schwester einen Gasthof in einer Posener Vorstadt, ein sehr gewöhnliches „Hotel“ mit Schenke und sonntäglicher Tanzmusik. Hier setzten sie ihr zänkisches und unsauberes Leben fort, während den Kindern die neue Umgebung und der tägliche Umgang mit den

rohen und gewöhnlichen Gästen der Schnapsschenke und den die schäbigen Zimmer benutzenden Paaren keineswegs zugute kam. Alfred, der älteste, obgleich nicht der Erstgeborene, der den Eltern im Hause half, wuchs zu einem langen blassen Menschen mit engen Augen, heran, einer rot herabhängenden Nase und einem sehr kleinen Kinn, nicht unähnlich einem Hasen, geduldig, oft von seinem Vater verprügelt und tückisch genug, seinen Eltern, als sie alt und auf ihn angewiesen waren, die Schläge seiner Jugend mit hämischen Worten und geringer Kost zu vergelten. Sein Bruder, nach dem Vater seiner Mutter Hugo geheißen, wurde in ein Kohlengeschäft getan, wo er viel Geld verdiente; so oft er nach Hause kam, gab es zwischen ihm und den anderen tolle Szenen, weil er sich weigerte, auch nur einen Pfennig davon abzuliefern. Er war sehr stark, rot von Gesicht, breit in den Schultern und groß, dazu gutherzig, jähzornig wie sein Vater und dann roh und rücksichtslos. Eines Sonntags abends fand in der Schenke eine blutige Rauferei zwischen Infanteristen und Artillerie statt; er wollte die Kämpfenden, welche von ihren Seitengewehren Gebrauch machten, halb mit Überredung, halb mit Gewalt zum friedlichen Fortgehen bringen und erhielt dabei von einem betrunkenen polnischen Musketier von rückwärts einen Hieb, der ihm den Hinterkopf auseinanderschlug, so das er tot auf sein Gesicht fiel. Damals zählte er erst zweiundzwanzig Jahre; aber viel früher, noch zu seinen Lebzeiten, brachte seine Schwester Lina Schande über diese merkwürdige Familie. Dieses Mädchen nämlich, das außer einem groben Gesicht, robustem Körper und großen Händen und Füßen keinerlei Gaben besaß, ergab sich in dem vertraulichen Verkehr mit Gästen und Kellnerinnen einem lockeren Lebens-

wandel, so daß sie schon, fünfzehn Jahre alt, mit einem Ulanen betroffen wurde, und zwar in einem Gastzimmer auf dem mit schwarzem Ledertuch bezogenen und mit einer gewellten Reihe weißer hochköpfiger Porzellannägel verzierten Sofa. Obgleich man sie prügelte und hungern ließ, fand sie doch des öfteren Gelegenheit, sich mit Soldaten zu vergnügen, die sie ziemlich unbedenklich wählte, da sie sich keines Verstandes erfreute. Als sie einige Tage von Hause fernblieb, nahmen sie die erzürnten und verzweifelten Eltern unter strenge Aufsicht: allein sie sah verstört aus und redete sonderbares Zeug, verweigerte schon am vierten Tag die Nahrung, riß sich die Kleider vom Leib, wollte dergestalt auf die Straße laufen und verfiel, als man sie daran hinderte, in eine Tobsucht, so daß sie kaum zu bändigen war, weil sie durchaus nach einigen Ulanen verlangte und den Wunsch äußerte, sie in der Kaserne zu besuchen. Doktor Rosenblatt, der eiligst gerufene Arzt, konstatierte Tobsucht mit erotischer Beeinflussung und ließ das Mädchen in die Kreisirrenanstalt überführen. Dort verblieb sie einen gewissen Zeitraum hindurch, anfangs stets bestrebt, sich der Kleider zu entledigen, die man ihr anzog, und zu ihren Ulanen zu gelangen, und später stumpfsinnig, unsauber und halbnackt in einem Winkel kauernd, worauf ihr Bruder Hugo, der keineswegs rührselige, in Tränen ausbrach, als er sie erblickte. Endlich aber gab sie den wohltätigen Einflüssen der Umgebung und guten Pflege nach, erholte sich, vergaß vermutlich, was sie während ihrer Abwesenheit von Hause erlebt hatte – ich glaube, sie zog damals aus, um das Leben kennen zu lernen – und kehrte als geheilt zu den Ihren zurück. Man ließ sie nun Krankenschwester werden und schickte sie nach Berlin, von wo sie begeisterte Briefe nach Hause

schrieb. Leider aber erhielt die Pflegerin Lina Klopfer einige Wochen darauf die strikte Erlaubnis, nach Posen zurückzukehren, da sie einige Nächte außerhalb der Anstalt verbracht und auch sonst den Unwillen der Direktion erregt hatte. Die Geduld der Eltern war hiermit erschöpft: sie wurde mit einem christlichen Monteur verheiratet, betrog ihn unverzüglich mit einigen Kollegen, wurde von ihm geprügelt und entkam nach Breslau, wo sie als eine öffentliche Person, als Dirne kurzerhand, in der Nordvorstadt ihr Dasein fristete; mein Vater hat seine Kusine daselbst einmal getroffen und erkannt.

4

Sie hätten den jüngsten der Brüder Klopfer, Karl, den gelernten Klempnergehilfen, unfehlbar zum Infanteristen ausgehoben, wenn seine Mutter nicht ihren damals schon graubärtigen und gerade todkranken Mann auf den Wagen geladen und zur Stadt gefahren hätte, um den Herren von der Aushebungskommission zu beweisen, daß sie zu ihrem Unterhalte den Sohn sehr viel nötiger brauche als der König von Preußen: auf diese Weise kam Karl frei, obgleich er, gesund und stark, gern Soldat geworden wäre. Er hatte den dichten Bartwuchs seines Vaters und jene gelbbraunen Augen wie fast alle Klopfers, dazu die längliche Nase, die mit der Oberlippe einen spitzen Winkel bildete, aber das vorgebogene und eigensinnige Kinn seiner Mutter, und sein Leben ward dadurch bestimmt und wenig merkwürdig. Als einziger der Brüder richtete er den Sinn von vornherein auf das Tatsächliche und Erreichbare, steckte er sich enge Ziele und erreichte sie, und kam auf diese Weise zu einem kleinen Wohlstande. Er ließ sich in einem Dorfe nieder, das

an der Eisenbahn und mitten zwischen drei kleinen Städten in der Nähe der Grenze lag: so erhielt er von überall Aufträge, die Klempnerarbeiten an Neubauten zu besorgen, weil ihn die Juden protegierten; er wurde von der Eisenbahnverwaltung beschäftigt, heiratete dazu eine Frau mit einigem Geld, mit zwei bis dreitausend Talern, vermochte so einige Verluste zu überwinden, und während seine kleine Frau, gutmütig, mit bläulichen Augen und allen häuslichen Tugenden, ihm ein Mädchen nach dem anderen schenkte, hob ihn ein bescheidener Glückszustand zu einem der ersten Männer des Dorfes. Er war fortschrittlich gesinnt, ein frommer demokratischer und beleibter Jude, der die Gabe der Rede und eine vollkommen unerschütterliche Überzeugung besaß, daß er recht habe. So machten ihn die nicht sehr zahlreichen Juden des Dorfes und der Umgebung zu ihrem Vorsteher; so gründete er eines Tages, nachdem er monatelang auf seine Nachbarn und Bekannten mit Worten und Zahlen eingewirkt hatte, einen Spar- und Darlehnsverein, der wie eine kleine Bank arbeitete, Einlagen verzinste, Geld an die Mitglieder zu sehr annehmbarem Zinsfuß verlieh und so durch Kredit die Leistungsfähigkeit der einzelnen stärkte. So schloß er die sämtlichen Klempner der drei Städtchen und einiger Dörfer zu einer Konvention zusammen, die den Händlern die Preise für Rohmaterial vorschrieb und die, als jene sich dagegen sträubten, unverzüglich ein eigenes Vereinswarenlager errichtete, das zu Fabrikpreisen liefern konnte: (von beiden gemeinnützigen Unternehmungen wurde er erster Vorsitzender); und endlich wählte man ihn zum Schöffen seines Dorfes. Als solcher hatte er jenes denkwürdige Zerwürfnis mit dem jugendlichen Herrn Landrat, das ihm einen Monat Gefängnis einbrachte und das

ich kurz berichten muß. Es handelte sich um den Geldbeitrag jenes Dorfes zu einer neuen Wasserversorgung des Kreises, und alle sachverständigen Leute, Klempnermeister und Schöffe Klopfer an der Spitze, fühlten sich darin einig, daß die Summe viel zu groß sei, wenn man sie mit dem geringen Nutzen verglich, den das ohnehin reichlich mit Trinkwasser versehene Dorf daraus ziehen konnte; aber da der Landrat, ein kurzhaariger Herr mit einem harten blonden Schnurrbart, gerne nach oben hin seine Tüchtigkeit erwiesen hätte, weil er aus diesem gottverlassenen Kreise in einen gesegneteren versetzt zu werden hoffte, wandte er alle seine Künste und Autorität daran, die störrischen Hausbesitzer zu überreden. Allein obwohl der Widerstand nur passiv war, auf den er stieß, hatte er doch wenig Aussicht auf Erfolg, solange der Schöffe Klopfer mit seinen Akten und Zahlen selbstgefällig dasaß und unter eifrigem Nicken der Anwesenden und zur großen Verlegenheit des Gemeindevorstehers nachwies und immer wiederholte, das es herausgeworfenes Geld sei, so leid es ihm tue. Die letzten Verhandlungen setzten sich drei Tage lang fort, und am dritten Tage geschah das Folgende: der Herr Landrat schloß eine seiner Reden mit dem entschieden wirksamen Satze: „Wenn Sie jetzt nicht zugreifen, dann können wir Ihnen nicht helfen, dann kann bloß der liebe Gott helfen!“ „Der liebe Gott macht es billiger,“ bemerkte Karl Klopfer lächelnd, „Regen fällt gratis“, und sofort fuhr ihn der Herr, dieser unbedingte und erbitterte Mann, in wenig gewähltem Tone an: „Halten Sie Ihren Mund!“ Eine vollkommene Stille tratt ein. In derselben ergriff der Beleidigte seine Akten, stand auf, fragte den Gemeindevorsteher, der äußerst verlegen dreinsah: „Nehmen Sie mich vor diesem ... Herrn da in Schutz? Nicht?

Dann bin ich hier überflüssig." Man sah und hörte, wie der ererbte Jähzorn in ihm wütete: er biß die Zähne aufeinander, ballte die Faust, die auf dem Tisch lag, errötete und wurde blaß, dann setzte er sich den Hut auf und ging auf den Landrat zu, willens, ihm die Akten ins Gesicht zu schlagen, allein zwei Schritte vor ihm blieb er aus dumpfen Gefühlen stehen und sagte verächtlich zu dem erbleichenden königlichen Regierungsbeamten: „Herr, Sie können mich am A . . . bend besuchen", sprach's und ging hinaus. Darauf Beleidigungsklage, Prozeß und Verurteilung zu vier Wochen Gefängnis; denn das Gericht sah von einer Geldstrafe ab, weil der Hausbesitzerverein erklärt haben sollte, er würde diese Summe seinem Mitglied und Vorkämpfer zurückerstatten, wodurch der Angeklagte von der Strafe nicht betroffen worden wäre. Die Berufung wurde verworfen, und während zwischen dem „Bromberger Tageblatt" und der regierungstreuen „Warthe-Zeitung" die heftigste Preßkanonade um ihn tobte, half ihm dieselbe gar nichts, und Klopfer zog ins Gefängnis ein, um dort, Hausbesitzer, Schöffe, Vorsitzender zweier Vereine und zuerst Beleidigter, Federn zu schleißen; und zu bedauern, daß er seinerzeit nicht Soldat geworden sei, wo er das Gehorchen und Mundhalten sicherlich erlernt hätte. Aber alle Freundschaft seiner Mitbürger und alle ihre Achtung vermochte nicht, ihn die Schande vergessen zu lassen, und noch sehr lange Zeit nachher, als er schon ein ganz alter Mann war, hörte ich ihn ausrufen: „Schade, schade! Wenn ich schon ins Loch kommen sollte, warum habe ich wenigstens dem Schweinehund nicht die Akten in die Fresse geschlagen?" denn er liebte es, sich volkstümlich auszudrücken.

Ich heiße Heinrich, wenn ich das noch nicht mitgeteilt haben sollte, und ich führe diesen Namen nach meinem Großvater, demjenigen der vier Brüder, von dem mir noch übrig bleibt, zu berichten. Vielleicht aus einem Vorurteil, vielleicht weil ich ihn am besten kannte, vielleicht auch mit guten Gründen erscheint er mir als der zarteste und feinste von ihnen, als der verletzlichste, zum praktischen Leben unfähigste, ganz auf verpflichtendere Werte und allgemeinere Ziele gerichtet. Ich habe ihn im Gedächtnis so, daß ich ihn auswendig hinzeichnen könnte, wie Miriam es tut, mit dem kurzen beleibten Wuchs, der unebenen Nase, die mit der Oberlippe einen spitzen Winkel bildet, dem grauen Bartwuchs und den gelbbraunen, engen Augen. Sein Kinn sprach Güte aus wie das seines Vaters, und von seinen Augenwinkeln gingen fächerförmig die Falten weg, die sein Lächeln verbargen, dieses unscheinbare, fast überlegene und gutmütig spöttische Lächeln eines Mannes von resigniertem Humor. Übrigens lebte er als das Gegenteil eines untätigen Träumers: er stand von früh bis abends in seiner Werkstatt und schaffte. Er war nämlich ein Sattler von Beruf und lieferte die beste Arbeit der ganzen Stadt. Elegante Geschirre pflegte er selbst bis zu Ende zu fertigen, er behielt sich sozusagen das Schaffen der Vollkommenheit vor, und es wirkte etwas von Idealität in dem Bestreben nach letzter Sauberkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, etwas von Kunst vielleicht. Ich liebte ihn, den alten Mann, obwohl er nicht so schön aussah wie mein Vater und stets nach Leder, Pech und säuerlichem Lack roch, staubig und meist in Pantoffeln einherging, die er hinten hinunterzutreten pflegte, ich liebte ihn und ich muß zur Ehre meines Vaters gestehen, daß

auch er ihn liebte und achtete und sich seiner niemals schämte. Mein Großvater hatte sein Handwerk erlernt und es auch zum Teil während seiner Dienstzeit ausgeübt, als Husar, als grüner schlesischer Götzenhusar mit gelben Schnüren. Er war herzlich gern Soldat gewesen und bewahrte der oberschlesischen Garnison und seinem Regimente eine freundliche Erinnerung, so daß er später einem Verein ehemaliger Götzenhusaren beitrat, sich auch betätigte und so in den Vorstand kam; und auch dies gehörte zu seiner Idealität, wenn es sich auch wunderlich und mehr als liebenswürdige Narrheit ausnahm. Er wollte nämlich nicht Sattler bleiben, er strebte aus dem Handwerk heraus zu höheren Überblicken und weiterreichenden Tätigkeiten, und so übernahm er in der Heimat seiner Frau, in Niederschlesien, ein Speditionsgeschäft mit Getreide, Stroh, Kartoffeln und Kohle; und damals ging es ihm durchaus nicht schlecht: er hielt Pferde, einen großen Lagerplatz vor der Stadt mit einer Laube und einem kleinen Gärtchen in dem seine Kinder spielen konnten; drei, zwei Jungen, Peter und Viktor, und Hannah, das Jüngste. Aber dann fielen ihm Pferde, Schuldner machten Bankerott, die Gläubiger drängten, und da helfendes Kapital nicht vorhanden war, kam es zum Zusammenbruch. Er kaufte nun eine Kneipe in der Bürger und Soldaten verkehrten und ernährte so seine Familie, ja, damals war er noch so ungebrochenen Mutes, daß er hin und wieder seine Geige hervorholte und den Kindern etwas vorgeigte, etwas ganz Bescheidenes, denn erst mit einundzwanzig Jahren hatte er, schon waren seine Finger ungelenkig, beginnen können, dieses Instrument zu erlernen, das er sehr liebte. Dann kam der zweite Zusammenbruch, ich weiß nicht warum, und er verließ die Stadt und zog

nach Oberschlesien, um dort sein altes Handwerk auszuüben. Erst war er herzlich übel daran, dann kam er langsam, ganz langsam und hart arbeitend ein wenig in die Höhe, und am Ende konnte er doch wieder etwas Weiteres unternehmen: er öffnete einen kleinen Laden mit Sattlerwaren, Koffern und Reitzeugen, und seine Frau übernahm die Aufsicht. Im Sinne des Rabbiners durfte man ihn kaum einen „guten Juden" nennen, denn obwohl er sicherlich dumpf an seinem hebräischen Gotte hing, hatte er doch weder Zeir noch Geld genug für die zeremonielle Frömmigkeit: er besuchte selten die Synagoge und seine Wirtschaft ließ alles Rituelle vermissen; aber seinem Gefühl nach, im Bewußtsein, stand er doch willig im Judentume: er fühlte, daß er anders sei als seine christlichen Mitbürger, fleißiger, nüchterner, nachdenklicher, und wenn er auch nicht bewußte Folgerungen daraus zog, so schämte er sich dieser Abart doch keineswegs. Damals, als sein Sohn Peter etwa fünfzehn Jahre alt war, entstand die merkwürdige zionistische Bewegung, welche die Juden einer tieferen als konfessionellen Einigung zuführen wollte; er widmete der noch ganz jungen und verlachten Partei viel Aufmerksamkeit, weil sie ihm naturgemäß vorkam, und übernahm für einige Zeit einen Vorsitz in der Ortsgruppe seiner Heimatsstadt. Dabei blieb er ruhig Husar und deutscher Patriot, gründete eine Sattlerinnung, die ihn zum Obermeister machte, trat in den Schützenverein, politisierte in liberaler Richtung und fand immer noch Zeit, mancherlei zu lesen: und alles das, wie ich glaube, weil er im Grunde wenig Sinn für Erwerb und scharfes Aufpassen hatte, weil er nicht dürr genug dachte und sich vielmehr danach sehnte, mit größeren Gedanken zu arbeiten, gemeinnützige und weitreichende Arbeiten zu unterstützen, Aufgaben zu

lösen, die ihren Nutzen erst spät und für alle bringen konnten, Güte zu üben und an sich und die Seinen weniger zu denken als an die Handlung, die zu tun war. Auf diese Art wurde er geachtet und beliebt; ohne Engherzigkeit und Strenge ging er seinen Weg, der leider aber begreiflicherweise nicht der des Erfolges und der Sorglosigkeit hieß.

Trug er diese Sorgen noch ohne Ermatten, so drückten sie seine schwache Frau zu Boden. Ich kann von meiner Großmutter nur mit Verehrung und mit Rührung reden. Wie klein und zart sie war, wie schmal und bescheiden, und wie sehr sie die Natur liebte! Ihre Neigung ging bis zur Gelehrsamkeit darin, wenigstens in früheren Jahren, wo sie noch braunes Haar hatte, wo ihre Lebhaftigkeit, ihr liebenswürdiges Plaudern und das hübsche Lächeln ihres feinen Mundes sie reizend machten, und wo sie stundenlang unterwegs zu bleiben vermochte, ohne zu ermüden, Blumen pflückend, um Schmuck und Botanik zu vereinen ... Sie stammte aus besserer Familie als alle ihre Schwägerinnen, aus kultiviertem, früher wohlhabendem Bürgerhause, das wohl lange in Franken heimisch gewesen und erst spät nach dem Norden gezogen war, eine geborene Rothenburg, und ihr Vorname hieß Marie. Streng war ihre Jugend gewesen, streng und bitter: die Eltern trennten sich früh, die Mutter starb, und sie wurde von einem wunderlichen Alten erzogen, ihrer Mutter Vater; später aß sie das kümmerliche Brot der Verwandten, und behielt doch einen Teil ihres munteren Strebens ... Dann kam Heinrich Klopfer, ein hübscher junger Mann sympathischen Wesens, einfach, sehr einfach – aber konnte sie ihn nicht veredeln? Sie traute es sich zu, er gefiel ihr und sie heiratete ihn, Kinder stellten sich ein, qualvoll und

gefährlich genug: Jakob der Erstgeborne lebte nur sechs Tage und erlosch am siebenten, Peter, der zweite, dauerte aus, obwohl scheinbar ein schwaches Kind, genannt nach dem schwärmerisch geliebten Bruder seiner Mutter: einem Jüngling, der sich, neunzehnjährig, aus unbekannten Gründen als endliches Opfer tödlicher Melancholie erschossen und sehr talentvolle Aufzeichnungen und Briefe hinterlassen hatte, die damals niemand verstand und aus denen später mein Vater, sein Neffe, richtig erschloß, er habe sich geschlechtlicher Neigungen wegen aus der Welt gestohlen, einer Regung, die ihn von den Frauen entfernte und in Liebe zu anderen Jünglingen hinstieß (was den Anlaß und das Material zu dem frühen und mißlungenen Roman „Monos" gab). Endlich erschienen noch Viktor und Hannah, die Zwillinge, die unverträglichsten Kinder, die man sehen konnte. Aber dann traten die Sorgen auf, der Mangel an Geld, die stets drängende Angst vor irgendeinem Gläubiger – und langsam sank Frau Mariens Mut und gute Laune, sie wurde still, müde, sie ergraute, Falten gingen von den Mundwinkeln zur Nase empor und ihre Augen blickten hoffnungslos. Am Ende saß sie in dem kleinen Laden und dachte: Vor zwanzig Jahren hätte ich gelacht, wenn man mir das erzählt hätte ... Nun ja, man muß schon zufrieden sein.

Die größten Ausgaben wurden darauf verwendet, den Kindern wenigstens jenes Tor nach oben erschließbar zu machen, jene goldene Pforte zur Höhe und Weite des Lebens, die ihnen, den Eltern, anscheinend auf immer verboten blieb. Zu großer Liebe kam eine Art Verantwortlichkeit vor den Kindern, beinahe eine Ehrfurcht vor ihnen, als müßten sie am besten wissen, was ihnen gut tat, als sollten sie ihren Weg allein wählen und

gehen dürfen, und als hätten jene die Pflicht, die Talente und Gaben der Kinder zu pflegen und sich entfalten zu lassen ohne Rücksicht auf die Geldlosigkeit der Familie, die einer Hilfe dringend bedurfte. Darum ließ man Peter wieder zur Schule gehen, nachdem man ihn mit dem Einjährigenzeugnis als Lehrling in eine Buchhandlung geschickt hatte, die ihn unglücklich machte, darum brauchte Viktor das eben erwähnte Zeugnis nicht zu erlangen, sondern durfte lange vorher in die Werkstatt des Vaters eintreten, und darum ließ man Hannah stundenlang in einer Ecke sitzen und mit gekrümmtem Rücken, die Augen dicht auf dem Papier, bis in die Dämmerung hinein phantastische und harmlose Scharteken lesen; und als man gar Peter mit zwei Anzügen und einem Monatsgelde von fünfundsiebzig Mark nach Breslau fahren ließ, damit er dort seinem Wunsche gemäß alte Sprachen studiere, anstatt ihn zum Geldverdienen in eine Bank oder ein Geschäft zu tun, runzelten die Verwandten die Stirn und redeten von Hochmut und Überhebung. Als unerfreuliche Folge dieser Erziehung ergab sich aber, daß die Kinder nicht an jenen stummen und sofortigen Gehorsam der Wohlgesitteten gewöhnt wurden, daß sie nur freiwillig Autorität anerkannten, den Eltern widersprachen und manchmal ungezogene Reden führten. Besonders Hannah, der Liebling ihrer Mutter und ein hübsches Mädchen, hatte davon Schaden, denn da man ihr das lächerliche und übertriebene Lesen nicht streng genug verbot, ließ sie ihre Schulkenntnisse ganz im Argen und verbrachte ihre Tage mit nichtsnutziger Lektüre, während sie nicht imstande war, einen simplen Brief zu schreiben ohne Fehler gegen die Rechtschreibung, den Stil und die Interpunktion zu machen. Aus jenen albernen Büchern zog sie Nahrung für ihre

Phantasie; sie liebte es, sich von Träumereien, bunten Hirngespinsten aus der Ärmlichkeit heben zu lassen und das tüchtige Leben zu vergessen. Kam dazu noch eine fatale Liebe zu Katzen und eine wenig eindringliche Tätigkeit im Hause, so wundert sich wohl niemand, daß sie unverheiratet blieb, und trotz des feinen Ovals ihres Kopfes, ihrer Schlankheit, großen Augen und ihrer sehr sympathischen Singstimme allein alt und wunderlich wurde, diese Tante Hannah, ein altes Fräulein mit Neigung zu unbarmherziger Medisance, das in Einsamkeit seine Tage hinbringt, umgeben von ihren Büchern, Katzen und Liedern und ernährt von einem kleinem Vermögen, das ihr mein Vater verschrieb, den sie, aber nicht deshalb und vielmehr von Jugend auf, vergötterte. Sie lebt auf ihre Art ganz tapfer und unverbittert in der kleinen schlesischen Stadt, wo sie geboren ist und wo sie sterben will, weil sie sich nicht entschließen konnte, mit meinem Vater Deutschland zu verlassen. Sie hat sich schließlich einen guten und altmodischen Geschmack erworben und liebt am meisten die Bücher ihrer Zeit, die Schriftsteller aus den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, so beispielsweise die hohen und auf immer wertvollen Romane der kunstreichen Brüder Heinrich und Thomas Mann.

Auch ihr Zwillingsbruder lebt noch, mein alter Onkel Viktor, der betriebsame, praktische und reichgewordene Fabrikant, das Stelzbein, ehemals Sattler und auch heute noch Inhaber der Firma Heinrich Klopfer Nachfolger, die Luxuswaren in Leder und Automobilpolster herstellt, sowohl in Deutschland als auch bei uns heimisch, wo seine andere Fabrik am ehemals Toten Meere Jod und Brom nebst anderen Chemikalien in Menge versendet. Er zeigt die engen Augen und die etwas herab-

hängende Nase seines Vaters, doch ist seine Stirn höher, sein Haar weißlich, seine Miene lebhafter, und das Kinn springt hervor wie das seiner Großmutter oder seines Onkels Karl. Er haßt seine Schwester mit unverminderter Stärke, diese Drohne, welche nicht arbeite, diese alte Scharteke, ein nutzloser Geldverschlinger, ein überflüssiges Exemplar, dem er Gift gäbe, wenn er könnte. Seine Frau, eine geborene Fleisch, billigt diese Ausbrüche nicht, denn sie erwartet noch immer, daß ihre Schwägerin Hannah das Kapital, von dessen Rente sie lebt, ihren Töchtern Hulda und Jane vererben werde, und sie war so unvorsichtig, ihr diese Hoffnung letzthin bei einer Geburtstagsgratulation mitzuteilen, worauf die Empfängerin vor Ärger drei Tage zu Bette liegen mußte und der Brief zerrissen zurückkam. Nun, Frau Hedwig, die geborene Fleisch, ist nicht sehr intellektuell; um so gewandter aber erwies sich vor einigen Jahren mein Vetter Walter Klopfer, Viktors begabter Sohn, erst Volontär, dann zweiter Kassierer in einem Bankgeschäft, trotz seiner großen Jugend; am Tage nach der Feier seiner Volljährigkeit entfernte er sich eilig mit einer halben Million nach Amerika, Australien, China – was weiß ich! Er hinterließ einen Brief an die Familie, in dem geschrieben stand, er habe bis zu diesem Tage gewartet, weil so erstens der Abschied rührender, vollständiger und unbemerkter genommen werden konnte, und weil zweitens sein Vater für ihn nicht mehr haftbar sei. Obgleich er so sein Zartgefühl deutlich bewies, geriet Onkel Viktor doch in einen schrecklichen Zorn, enterbte ihn, sagte sich öffentlich von ihm los und verbot ihm, den Namen Klopfer zu tragen. Daher auch weigerte er sich vermutlich, auch nur einen Pfennig von dem zu ersetzen, was der „Bursche“ gestohlen hatte,

und ich zweifle nicht, daß er im geheimen schweres Leid trägt über den Verlust dieses Kindes, zumal er ihm einen beißenden Beileidsbrief seiner Schwester eintrug, seine politische Laufbahn unmöglich machte, und sein zweiter Sohn Wilhelm keine Leuchte ist. Die zukünftigen Kinder dieses gutmütigen Dummkopfes werden unsere „Linie" fortpflanzen, die Linie Heinrich, Peter und Viktor Klopfers . . .

6

Das ist ein Teil der Einleitung, die Peter Klopfer verfaßte, als er, vierzig Jahre alt, seine Tagebücher durchgesehen hatte, und die er eines Tages dem Drucke entzog:

„Eine Kindheit . . . Man fühlt sich gern mild gestimmt, wenn man von diesem Worte bezwungen eine weite Gruppe von frühen Dingen vor sich hat, man ist geneigt an das Glück der Unmündigen zu glauben, an Bedürfnisse, die sogleich gestillt werden, an eine Welt von Spielen, in der man lebt, und an das innige Einssein der Seele mit aller Umgebung. Aber vergeblich bemüht sich der erinnernde Geist, feste Tatsachen herauszuholen, starke Augenblicke der Lust, die von einem freundlichen Gesetz in uns aufgehoben worden, damit wir aus ihnen Stärke saugen, wenn die Kraft uns für Zeiten verläßt . . . nichts aus der Menge jener ersten zweitausend Tage meldet sich, außer etwa einem Gefühl feuchten Flußsandes unter der zarten Haut von kleinen Kinderfüßen, denen das Barfußgehen nicht oft erlaubt war, und der Entdeckung grünlicher Muscheln, die mitgenommen werden durften, außer der Erinnerung an einen sehr eiligen Lauf über festgestampfte Parkwege, nachdem

man sich von der Hand der Mutter losgerissen hatte, wie eine Dampfpfeife schreiend um eine übergroße Spannung und Fröhlichkeit in der Brust zu entladen. Es geschah Sonnabend nachmittags, und man hatte einen weißen Blusenanzug an, mit graublauen Stickereien benäht, Höschen gehörten dazu, fast als erstes Mal; viele Leute gingen spazieren und freuten sich über einen, und der Park war das schönste, was es in der Welt zu sehen gab. Man empfand Seligkeit, sicher, und doch – würde man sich daran erinnert haben, wenn man nicht alsbald schmählich auf der Erde gelegen hätte, mit dem zerschundenen Gesicht am Boden, schrecklich weinend und beschmutzt? Wenn man nicht nach Hause getragen worden wäre, weil man vor Unglück und Schreck nicht gehen wollte und konnte? Ach nein, das, woran man sich erinnert, sind die unangenehmen, die schmerzlichen und furchtbaren Ereignisse, jene, die sich in die junge noch weiche Seele mit unverwachsbaren Zeichen eingeschnitten haben. Es mag sein, damit ist erwiesen, daß die gewöhnlichen, die weitaus meisten Erfahrungen des Kindes die angenehmen sind, weil jene so unveränderlich sich abheben; aber das ändert nichts an dem Bestande: alle Erinnerung an Erregungen des Kindes, auch an vergnügliche, sind mit Unlust vermischt.

Es gab im Hause der Eltern einen großen runden Torweg, dahinter lag ein kleiner Hof, beide mit buckligen runden Steinen gepflastert, und dort wohnten die hohen braunen Pferde mit wehendem Schwanz, vier eisernen Hufen und stets bewegten Spitzohren, und der Kutscher der zu ihnen gehörte. Man wollte reiten, und endlich hob der Vater den kleinen Jungen hinauf; der saß nun droben, hielt sich mit beiden Händen an der Mähne fest, froh und geängstigt: wenn man dem Pferde

nun wehtat, weil man es an den Haaren hielt, so mußte es fürchterlich wütend werden, denn es sah doch so groß aus, und man fiel herab und blutete schlimm – und dann hielt man es noch eine kurze Zeit aus, weil man Furcht bekam und es dadurch nur noch schöner wurde, bis die Furcht alles andere verschlang und man weinend hinunterbegehrte. Auch wenn man später in den Wällen spielte, blieb es die Furcht, die das Abenteuer so heiß und wunderbar machte. Man kannte das Verbot, durch den alten Zaun zu kriechen und in den breiten und tiefen Wallgraben hinabzusteigen, der die kleine Festung als grüner Abgrund umgab und den alte Zugbrücken überschreitbar machten; und Wächter drohten da, die nicht bloß gelbe Stöcke führten, sondern einen fangen und in die tiefen kleinen Gefängnisse sperren durften, deren Eisentüren in den Wällen voller Scheu bewundert wurden. Aber dann, wenn man den anderen Jungen folgte, einer Stimme zum Trotz, die immerfort mahnte: „tu's nicht, tu's nicht", und die im Herzen pochte – wie beglückt staunte man da unten in der Tiefe, wo ganz hohe Binsen mit braunen Sammetkolben wuchsen, wo die Straße und der blaue Himmel ganz hoch über einem hingen, oben, wo die grünen Wände der Wälle aufhörten: wie wunderschön spielte es sich dort, wo man lange lange laufen konnte, ganz nasse Füße bekam und endlich mit allen Kräften in betäubender Flucht vor einem Wächter davonstob, atemlos den Wall hinaufkletterte, beständig herabrutschend das Loch im Zaun fand und fast als Letzter der Jungen in Sicherheit kam mit schmerzhaft springendem Herzen, mit hastigem Atem, zitternd vor Angst, Genuß und Geborgensein! Das Schrecklichste aber, welches am meisten lockte und zog, hieß: das Theater. Man war noch sehr klein, sechs Jahre vielleicht, da

durfte man eines Sonntag nachmittags zu einer Kindervorstellung gehen. Das Stück hieß Schneewittchen und die sieben Zwerge, und die Mutter ging mit. Man zitterte vor Erwartung und fiebernder Erregung im Glück das man empfand. Das Theater glänzte als prunkreichster Saal den man erdenken konnte, schöner noch als die Synagoge, denn hier saß man auf rotem weichem Sammet, und dann mangelte dort dieser eiserne Vorhang, der selbst schon drohend – denkt euch, wie schwer er sein mußte! – und zauberhaft aussah; aber bald gab es nur noch die Bühne, auf der so herrliche und wundervolle Dinge vorgingen wie die guten grauen Zwerge und das Schneewittchen mit seinem weißen Kleid und den schwarzen Haaren. Man konnte das Märchen fast auswendig sagen, so oft hatte man es sich früher erzählen lassen, aber hier trat es einem verwandelt entgegen – so neu und voll Pracht als hätte man es nie gehört; und soweit stand alles gut. Doch als die böse Königin kam, zum ersten und zum zweiten Male, zitterte man vor Furcht und wünschte inbrünstig, Schneewittchen möge doch klug sein und den bösen Gürtel, den giftigen Kamm nicht kaufen; als sie aber zum dritten Male kam, und man genau wußte, es werde dem schönen gelbroten Giftapfel nicht widerstehen können wie man ihm selbst nicht widerstanden hätte, da vermochte man das Entsetzliche nicht mehr mit anzusehen: man versteckte seinen Kopf hinter dem Rücken der Mutter, hielt die Hände vor die Augen, und mit einer hohen Stimme, die einsam und angstvoll aus der dunklen Zuschauerschaft in den Raum emporstieg, begann man haltlos zu weinen aus Mitleid mit dem armen Schneewittchen und mit sich selbst, und nach Hause zu verlangen, in die Sicherheit, in den väterlichen Schutz. Die Leute zischten vor Ärger, die Mutter, rettungslos ver-

legen, erzürnte sich, und man wurde in unversieglichen Tränen heimgebracht und zu Bette gelegt. Ab er da Ganze war zu schön gewesen, auch das Schlimme, und so quälte man die Mutter und ließ nicht eher nach, bis man beim nächsten Kinderstücke wieder im Theater saß – aber als Hänsel und Gretel nun in dem glühenden Ofen gebraten werden sollten, da wiederholte sich alles genau wie beim vorigen Mal: Verstecken, lautes Weinen und zornige Heimkehr. Von da an galt das Theater als ein für allemal verboten, und erst der Tertianer durfte, zehn Jahre später, Maria Stuarts schlimmes Geschick miterleben – und auch er hatte die Augen voller sehnsüchtiger Tränen.

Die ersten Berührungen mit dem Abenteuer, dem Spuk der Bühne gaben Schmerz – daran ist nichts erstaunlich. Aber eine andere Erinnerung besteht, eine merkwürdige, fremdartige für ein so junges Kind, und sie ist an das warme Gefühl zu einem Menschen geknüpft, an Freundschaft, vielleicht an Liebe. Der siebenjährige Knabe, ein braunhaariges, dunkeläugiges Kind, dessen Lebendigkeit und Fragewut die beschäftigte Umgebung zum Verzweifeln brachte, begegnete hin und wieder einem kleinen Jungen, der etwas jünger sein mochte. Blaß sah er aus und sicherlich kränklich, er hatte ganz große blaue Augen, und sein Haar ging in langen blonden Locken an seinen Wangen herab. Er erschien feiner und zarter als irgend etwas Erdenkliches, viel feiner als die kleine Schwester, die man daheim besaß, viel zarter als die zackigen Gläser, die man nicht von ihrem Platz nehmen durfte. Einmal kam man zu ihm gelaufen, man wollte mit ihm spielen, man hatte ihn lieb und wollte ihn und seine blonden Haare streicheln – da fing er an zu weinen, und das war nicht freundlich. Er saß in einem Sportwagen,

einem kleinen, gelblackierten Wägelchen, das nur zwei jedoch sehr große Räder hatte, deren ebenfalls gelbe Speichen ein langer roter Strich zierte. Die Deichsel, doppelt wie bei Vaters einspännigem Wagen, hatte rechts und links einen Griff zum Anfassen, und wer ihn zog, lief in der Deichsel wie ein Pferd. Das mußte hübsch sein, wenn er darin saß, es fühlte sich gewiß über alle Maßen schön an, ihn ganz schnell zu ziehen, viel schneller als das Fräulein, das ihn nur langsam vor sich herstieß. Und eines Tages geschah es: er begegnete den beiden in einer großen geraden Allee von zwei langen Reihen alter Nußbäume, er trat zu dem Fräulein hin und bat: „Laß mich ihn doch einmal ziehen, ja?" und als er die Erlaubnis hatte, ergriff er sofort beide Handgriffe und begann gesenkten Hauptes zu laufen wie ein Pferdchen. Wollte er dem feinen Kinde ein Vergnügen bereiten? Spielte ihm eine Regung der Lust, jenen zum Herrn über sich zu machen und dennoch mit ihm nach Belieben zu schalten? Machte es Spaß, tüchtig zu laufen und etwas hinter sich herrollen zu wissen? Aber was er fühlte, und woran er sich auf immer erinnerte, war keine Lust, das war ein merkwürdiger Schmerz, eine schneidende Qual, die Scham, ganz einfach. Es war, als würde er auf eine unbestimmte Weise schmutzig; als sei das, was er tat, für ihn eine Sünde und Schande ... und er lief und lief, bis er es nicht mehr ertragen konnte: er ließ den Wagen mit dem weinenden Kinde stehen und eilte nach Hause, gejagt von irgend etwas, das er mit sich zog wie vorhin den Wagen. Er sprach niemals und zu niemanden von diesem Erlebnis, verschloß es in sich und bewahrte die Erinnerung an das merkwürdige Gefühl wie ein verbotenes Ding, das man aufhebt aber ungern ansieht.

Doch Peter, mein Junge – diese Geschehnisse werden bald von anderen zurückgedrängt. Du verläßt diese helle Stadt, die enge kleine Festung mit den grünen Wällen und dem großen Strome, mit den schönen alten Kirchen und den freundlichen Onkeln und Tanten, wo es dir immerhin gut ging, und landest nach langer Eisenbahnfahrt im schmutzigen großen Abteil in einer schwarzen garstigen Stadt, wo der Himmel voll von Rauch ist. Dort wohnst du anfangs in einer dunkeln Wohnung, und nun – du bist unterdes neun Jahre alt geworden – nun beginnen die Prüfungen. Du lernst, daß der Weg zur Schule, und schon frühmorgens, noch im Bette, der Gedanke daran eine grauenhafte Qual sein kann, weil da ein schnurrbärtiger Mensch sitzt und dich oft, oft mit einem dünnen gelben Rohrstock schlägt, weil du nicht schnell rechnest und nicht schön schreiben kannst, dich, der so ganz selten geschlagen wurde, dich, der gegen Schmerzen allzu empfindlich ist; du lernst, daß man mit zehn Jahren schon verzweifeln kann, und du merkst, daß deine Anzüge durchaus nicht mehr so schön sind wie früher, daß andere Jungen, mit denen du gerne gingest, viel netter angezogen sind wie du, und du läufst mit gesenktem Kopf umher und beißt mit den Zähnen auf die Unterlippe; du bist schwach und kannst nicht so stramm prügeln wie die anderen, und beim Turnen hast du manchmal Angst, vom Reck zu fallen, weil du zu genau siehst, daß du auf einer dünnen Eisenstange hoch über dem Erdboden sitzen sollst und dir empfindlich vorstellen kannst, wie schmerzhaft und beschämend es wäre, wenn du hinunterfielest. Dann erfährst du, daß du ein kleiner Judenjunge bist und was es bedeutet, einer zu sein; die Jungens rufen es dir auf der Straße nach, daß sich dir das Herz umdreht vor Zorn, die Lehrer lassen es dich

höhnisch fühlen, und manchmal sondern sich auch die Klassenkameraden von dir. Du lernst deinen furchtbaren Gott kennen und sein vielfältiges Gesetz, das dir vorkommt wie ein hartes Räderwerk, und je besser du es begreifst, um so tiefer drückt sich dir die Gewißheit ein, daß du und deine Eltern ihm nicht so gehorsam seid wie ihr solltet. Ihr laßt eine Menge Vorschriften außer acht, die viele andere Juden dieser Stadt treu alle erfüllen, und von denen geschrieben steht, daß keine gering sei vor dem Herrn – und du verstehst, warum die anderen Judenjungen dich „Schweinefresser" schimpfen und sich von dir abwenden. Du nickst dazu mit dem Kopfe und findest es in der Ordnung, wenngleich es dir ein wenig hart scheinen will, von rechts und links gleicherweise angefeindet zu sein, grundlos, weil du gegen deine Sünden nichts tun kannst, denn es erscheint dir als eine größere Schuld, eine unverzeihliche, deinen Eltern Vorhaltungen über ihre Lebensart zu machen. Und laß es nur gehen, kleiner Peter: wenn du erst dreizehn Jahre alt bist, und ein, wie du schon einsiehst, sinnlos gewordenes Gesetz dir kleinem Jungen selbst die Verantwortung und Last deiner Taten auflegt, damit du sie vor Gott rechtfertigest, dann beginnt erst der wahre, der Vernichtungskampf zwischen deinem lebenden Gotte und dir, die Reihe von Schlachten, in denen du ganz allein fichst, nächtelang, in denen du Niederlage auf Niederlage erleidest, in denen nur eine stets von neuem sich erhebende Fragerstimme dich stärkt – bis du eines späten Tages, gekräftigt von Ängsten ohne Maß, von Qualen ohnegleichen die letzte Entscheidung, den endgültigen Kampf bestehst, mit Messern, den Fingernägeln und selbst den Zähnen: da erliegt dein Gott, da stirbt dein Gott, und auf immer und für alle Mal wendest du

dich von dem starren Kadaver, ein gewisses, schon resigniertes Weh im Herzen: „Also auch damit war es nichts.“ Und das, was ihn schließlich beseitigte, war zuletzt kein Gedanke, weder deiner noch der anderer Leute, eine Überzeugung vielmehr, eine geschaute Sache, ein unumstößliches Gefühl: wenn da ein Gott bestand, so empfandest du täglich tiefer, der gegen die Welt, gegen dieses trotz aller Leiden schöne starke fortströmende Leben die Schuld, die Sünde und die beständige Furcht stemmte, quer davor wie einen Damm, so wurde es sinnlos, unmöglich, durfte es nicht bestehen und weiterfließen. Es floß aber, täglich reicher, immerfort triumphierend – und das befreiende Dasein spülte ihn fort, den Damm und seinen Bauherrn, aus deiner Seele.

Wie alt warst du damals, mein Freund? Sechzehn, wenn ich nicht irre. Deine Stimme hatte inzwischen längst ihre Lage gewechselt, und eine ganze Stufenfolge fremder, völlig neuer Gefühle war in dir aufgestiegen, ebensoviele Leiden. Aber davon wissen wir nichts Einzelnes, und das ist sehr gut. Du hast nichts darüber aufgeschrieben, keine Zeile sagt davon Unmittelbares. Aber mittelbar gibt es eine ganze schwarze Kette von Erinnerungen, Mädchennamen sind es, Peter. Du brauchst dich ihrer nicht zu schämen, schäme dich deiner nicht. Dreizehn Jahre hattest du, da spielte ein kleines Mädchen Theater. Blond glänzte ihr offenes Haar, blau ihr lachendes Auge, Edith hieß sie, und du liebtest sie, jahrelang. Du dachtest an sie mit einer sehnsüchtigen Inbrunst, mit einer schwermütigen Glut, und es gab nur eine Gefahr für dich: daß sie jemals etwas davon erführe ... Sie hatte die Blonden, Lustigen lieber, und wenn du mit ihr zusammentrafst, auf den Krokettplätzen der Stadt oder auf einem Promenadenweg, der

birkenbestanden zwischen zwei Teichen hinging, dann standest du stumm und ungeschickt vor Erregung, vor Herzensfülle, vor Glück . . .

Und dabei blieb es. Du standest von Ferne und betetest an, und zittertest, daß man dich erkennen könnte. Die Namen wechselten, die Gestalten zogen vorüber – aber eigentlich blieb es die eine Blonde, die Frohe, Leichte, von Gedanken Freie. Davon erzählen schon die Tagebücher, erzählen von deinen Schmerzen und ihren Folgen, den Gedanken, erzählen von der Sehnsucht und der Verzweiflung, der Hoffnung und der Resignation. Du wurdest klug, Peter Klopfer, du lerntest von dir, aber langsam schritt es fort, und teuer wurde die Weisheit gekauft. Du tatest so, als genössest du deine Leiden, aber damit war es nicht weit her, und die starken Sprüche, die du gegen das verächtliche Glück der anderen sandtest, halfen dir herzlich wenig. Du betrogst alle, aber dich selbst betrogst du nie, und das öffnete dir schließlich die Rettung: denn als du kaum klug genug dazu warst, begannst du den letzten Streit, den es noch gab, der grausamer wütete als der mit deinem Gotte, härter, näher Haut an Haut als der mit deinem Glück: den Kampf mit dir selbst, mit dem ätzenden Zweifel an deinen Fähigkeiten, an deinem Wert, an deinem Anderssein, an deinem Recht auf dein Andersfühlen, mit dem Zweifel an deinem Recht zu leben. Davon hast du in diesen Heften mehr niedergelegt als dir lieb ist, mehr als man ertragen mag, soviel, daß einem Hören, Sehen und Lesen vergehen kann. Auch hier entkamst du, soviel ist gewiß, aber wie und wann! Du hattest keine Haut mehr, und wie lange hat es gedauert, bis dir eine neue wuchs? Das wollen wir nicht verraten.

Und in diesen ganzen Jahren hattest du nur einen Vertrauten, nur eine tröstende Freundin, nur eine stets milde Zuflucht: den Wald, den blauen Himmel, die gütige Erde, die stumme Welt. Ist das wenig? Oh nein. Man kann zutiefst ruhig werden, wenn man an einem stillen Nachmittag im Walde liegt, jetzt, wo der Sommer Herbst werden will. Die schweren Gedanken werden leicht und fliegen auf glitzernden Fäden fort, und innen bleibt die sachte Schwermut zurück, als Entgelt für die Schmerzen, die sie zeugten. Gut stimmt man dann zu dem tiefen Sonnentone der Luft, man wird ein wenig träge, ein wenig vergoldet wie die Birken, und hofft sich schön zu finden gegen den einzig blauen Herbsthimmel. Und dann dunkelt es, und du merkst still auf alle Zeichen des Abends, ein Verstehen knüpft sich zwischen dir und den Tannen, die erglühen und dunkel werden, du suchst dich in dem warmen Dunste des Bodens, du ahnst, daß hinter den stummen Waldbäumen eben die Sonne versank... Du erschauerst: die Sonne versank . . . Da reimt sich dir der dunkle Ton der Frösche auf das verlassene Zirpen der Grillen am Weg entlang, stets gleich, immer beängstigender – und wenn du nun in deiner Verlassenheit Trost suchst bei den Wolken, die regungslos sind und ein sanftes Rot leuchten lassen, und wenn du hineinstarrst in den sehnsüchtigen schwindsüchtigen Himmel da, der so dünn grün ist als wäre er nur in einem fernen Spiegel vorhanden: da möchtest du die Arme heben und hineinfliegen, der Trauer zu entrinnen, die deine vordem frohen Augen mit Tränen verdunkelt, die sich langsam über alles breitet und macht als wäre es dein, ein Teil von dir, voll Sehnens, ganz voll schwerer Sehnsucht. Und dann ist schon der Abend da und hängt einen grauen

Schleier über die Wiesen, verfilzt die schwarzen Bäume zu einem zackigen Drachenschweife und hängt in den sternbesprengten Himmel ein goldenes Horn: den Mond.“

— 7 —

Von meinem Vater das zu sagen, was jeder weiß, erspare ich mir. Man kennt sein Bild, die engen braunen Augen, die längliche Nase, den kleinen englisch gestutzten Schnurrbart, sein immer glattes Kinn, das ihm etwas von steter Jugend gab, und die kurzen, spät ergrauenden Koteletts, man kennt es sowohl wie die offizielle Legende von ihm; und so darf ich übergehen, daß er, der träumerische Mann der Reime, durch eine gewagte Spekulation und mit Hilfe seines Bruders zu Vermögen kam – oder etwa wie er sein Talent erklärte, diese inmitten braver Bürger seltsame Begabung, nach ihm entstanden aus der Mischung von ursprünglichem Klopferischem Blute mit der alten, Jahrhunderte in Deutschland ansässigen, verfeinerten und kunstnahen Familie der Rothenburgs. Aber so wie ich hat ihn keiner gesehen: wenn diese Augen zu gewissen Zeiten voll Grauen in das Dunkel starrten, in dem sich irgend etwas Drohendes vorbereiten konnte, wenn ein wachsender Zwang ihm den Kopf nach einer stummen Ecke des Zimmers drehte, wo doch endlich etwas Schreckliches zu entdecken sein mußte, wenn dann ein befreites und schüchternes Lächeln über seinen Mund herrschte, weil dort nichts drohte, was er übrigens auch vorher schon gewußt hatte . . . Wer hat seine feine kurze Hand erblickt, wenn sie zitternd die Kognakflasche immer wieder füllend zu dem Gläschen führte, wenn sie dies Gläschen manchen Tag zwanzigmal zum Munde hob,

wenn sie mit jener nervösen Geste hilflos von den Schläfen zu den Wangen strich oder die Höhlungen der Stirne rieb? Wer ahnte etwas von den Angstschreien, die er mit Zähnen und Lippen zurückhielt, von dem Beben seiner Kinnlade bei jeder heillosen Gelegenheit, etwa beim Betreten unbekannter Räume? Nicht einmal unsere Mutter durfte etwas davon wissen, nur wir beide, Miriam und ich, die Ärzte seiner erkrankten Nerven. Seine Krankheit ergab sich als Überreizung und Folge einer unmäßigen, ungesund starken Phantasie, jener reichen Vorstellungskraft, die ihn befähigte, die Welt der Bibel noch einmal zu schaffen, und sie äußerte sich in einer Unsicherheit und riesenhaften Angst vor allem, was er nicht genau kannte; sie bedeutete gleichsam die Vorstufe und Zusammenfassung des Wahnsinnes der Größe und der Verfolgung. Darum konnte er in früheren Tagen schon in öffentlichen Lokalen nur verweilen, wenn er die Wand hinter seinem Rücken wußte, darum zögerte er im Abwärtssteigen unbekannter Treppen, tastete auch im Lichte erst mit dem Fuße vor sich hin und ging allein immer mit dem Gefühl hinauf, es folge ihm einer mit einem blanken Beil und er werde sogleich einen Hieb gegen den Hinterkopf empfangen; darum hob er die Augen vom Buche, in dem er einsam lesend saß, in großen Sesseln nebenbei, und sah sich lächelnd im Zimmer um; darum trank er, darum verbrachte er Monate auf dem Wasser, darum suchte er Licht und Gesellschaft. Er fürchtete sich nicht vor einem Menschen, er fürchtete sich vor dem Nichts, das er mit unheimlich starker Einbildungskraft empfand. Er hatte Angst, ohne Grund; wie ein anderer Lichtreize fühlt, so fühlte er Furchtreize. Er hatte dafür ein Organ.

Wenn man seine Krankheit Feigheit taufen darf, so hieß sein Heilmittel dagegen: Eitelkeit. Er war ein Held – aus Schwäche. Er verteidigte sein Geheimnis vor jedermann, weil man ihn bewundernd lieben sollte und nicht mitleidig. Weder Miriam noch ich hatten Mitleid mit ihm, und er dankte uns dafür. Er wußte, daß er für uns Objekt war, daß wir seinem Kampfe als verständnisvolle und bewundernde Sekundanten beiwohnten, und er liebte uns dafür. Er schrieb sein reifstes Drama „Saul“: und während jedermann wußte, daß David, dieser heitere, siegessichere, zweifellose Jüngling das Abbild des Poeten war, der stets als liebenswürdiger Gesellschafter und Weltmann, als mühelos schaffender Poet und Sonnenjüngling galt, holte er aus sich jenen düsteren Herrscher, jenen von sich selbst verwundeten Geist. Und von seiner heldenmütigen Eitelkeit getrieben, als er seinen Zusammenbruch nahe fühlte, als sich der ungeheure Schrei der Angst nicht mehr beherrschen ließ, am Tage nach seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag: schwamm er hinaus auf diesen schönen See wie jeden Morgen, in der Hand das kugelige Fläschchen mit Cyankali, trank, schrie einmal laut auf wie ein Tier das man tötet, und sank unter. Das war der Schlaganfall, dessen Opfer der Badende wurde und den alle Welt betrauerte, auch unsere wundervolle Mutter, die gewesene Contessa Gritti, die große Tragödin, die schönste Frau, die ich je sah.

Allein ehe ich auch von ihr das Nötige aufschreibe, habe ich noch einiges hinzuzufügen, um die Studie von meinem Vater abzurunden und zu beschließen. Witzig ist seine Beziehung zu derjenigen seelischen Reizbarkeit, die man Scham nennt: er sprach und schrieb fortwährend von sich, und das war schamlos, aber er verhüllte und

fälschte seine Berichte aus Schamhaftigkeit; Eitelkeit und Feigheit mögen nebenbei daran teilhaben: die ernsthafte Komödie von Susanna nach dem Bade, deren unheroischer, untragischer Ausgang seinerzeit sehr befremdete, ist für mich äußerst klar. Seine Güte, deren Quelle wohl seine Schwäche ist, kennt man, und seine Freunde wie wir, seine Kinder haben davon viele Zeugnisse. Er konnte nicht „nein“ sagen, und obgleich er die Moral der Härte in prächtigen Gedichten aufrichtig feierte und an sie glaubte, vermochte er ihr doch nicht nachzuleben. Die psychologische Hellsichtigkeit, die man an allen seinen Werken rühmt, blieb auf sein Dichten beschränkt; er wußte in den Gefühlen und Folgerungen der Menschen wohl Bescheid und stellte Motive und Wirkungen, Feinheiten und Überraschungen der Seele trefflich zusammen, aber er erkannte sie nicht wieder, wenn sie lebendig vor ihm geschahen, und ich habe selten einen schlechteren Menschenkenner getroffen. Er haßte allen Sozialismus, alle Demokratie, und fühlte sich doch eins mit seinem Volke, den Juden; freilich als ein auf immer Losgelöster, ein Abenteurer mit mangelndem Mut, Sehnsucht nach Sicherheit, Kraftzuwachs und Gemeinsamkeit, der sich an eine letzte Rettung anklammert, und der irgendwo daheim sein will, weil er eigentlich nirgend hingehört. Ich glaube, er war den Juden fremd, obgleich man weiß, daß er im letzten Viertel seines Lebens als Politiker für sie mit Erfolg tätig war, und obgleich er öffentlich bezeugte, seine sozialen Empfindungen, sein atheistisches Judentum seien tief in seiner Seele begründet. Und dennoch sprach er hebräisch als fremde Sprache und niemals fließend, dennoch dichtete er seine Werke deutsch und übersetzte sie erst später, dennoch heiratete er eine Lateinerin.

Unsere Mutter . . . Wenn sie durchs Zimmer ging, wenn sie die Arme hob, um ein Fenster zu öffnen, wenn sie sich herabbeugte, um ein Buch aufzuheben: immer hatte sie die makellose Anmut eines Marmors der lebte. Ihr Lächeln, ihr Lachen war das einer Göttin, welche Gaben verschwendet, es erheiterte und erhob jeden, dem es galt, jeden, der es sah. Uns Kindern haben ihre großen schwarzen Augen die holdeste Jugend erleuchtet. Alle ihre Güte klang in ihrer dunkeltönenden Stimme, wenn sie uns italienische Verse vorsprach; sie lehrte uns diese Sprache, ohne daß wir es merkten. Ihr schwarzes Haar glänzte wie der Flügel des Raben, es umschloß ihr elfenbeingelbes Gesicht, wenn sie es lang herabhängen ließ, und ihre Hände! Sie waren gelblich-bleich, schmal und fest, sie liebkosten, daß man sie noch Stunden nachher zu spüren vermeinte. Meine Schwester Miriam hat solche ringlose Hände mit rosigen Nägeln, und sie gleicht meiner Mutter wie eine Zwillingsschwester . . . Wenn sie mit uns im See badete, dem Element vertraut wie Aphrodite – schöneres habe ich nicht gesehen: das bläuliche Wasser verklärte ihren Leib. Und Miriam gleicht meiner Mutter wie eine Zwillingsschwester . . . Sie war eine Heidin, Maddalena Gritti, ohne die Scham unserer Zeit und ohne unsere lästernde kleine Klugheit ging sie umher. Hier ist ihre Geschichte: fünfzehn Jahre war sie alt, als der Drang zur Kunst und ihr Genie allzu stark wurden. Ihre Eltern, arm und daher hochmütig, verboten der Contessina den Gedanken zur Bühne. Sie floh; mit wenig Geld und wenig Kleidern kam sie nach Rom zu Gregorio Nazza, dem Vortragsmeister, dessen Frau sie kannte – er sah sie, hörte sie außer sich vor Begeisterung, behielt sie, machte sie nach kaum drei Wochen bei irgendeiner improvisierten Fa-

milienfeier mit drei Glas schweren Rotweins betrunken und nahm sie. Seine kränkelnde Frau gönnte ihm das, und Maddalena blieb Jahre bei ihnen, da es nun einmal geschehen war und ohne Geld niemand ihr Lehrer geworden wäre, und lernte von ihnen beiden alles, was sie konnten, und das hieß viel. Achtzehn Jahre alt nannte sie sich Critti und kam an einem kleinen Theater an, mit 80 Lire im Monat. Sie bekam keine Rollen, da sie den Direktor, den Regisseur und einen Schauspieler ohrfeigte; darauf wurde ihr klar, daß sie einen Liebhaber nehmen mußte, wenn sie nicht verhungern wollte, sie wählte den feinen Marchese Dossi und wurde seine Mätresse. Man begann von ihrer Kunst zu sprechen, allein die großen Bühnen blieben ihr verschlossen. Mit Zwanzig sah sie mein Vater, dessen Ruf damals anfing, Deutschland zu überschreiten, trotz einer kleinen Rolle; er ließ sich in ihrer Garderobe melden, ward vorgelassen, sie hatte von ihm bereits gehört; er war damals siebenundzwanzig, jung, feurig, elegant. Sie liebten einander, er bat sie, seine Gattin zu werden, sie willigte ein, der Marchese trat artig zurück und die Hochzeit ward in Florenz gefeiert. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode blieben sie beieinander, erst in der Nähe Berlins wohnend, dann in diesem schönen Lande; rücksichtsvoll und ohne daß ihre Liebe abnahm, sondern sie wurde nur milder, ruhiger und tiefer. Jedes Jahr lebten sie einander eine Zeitlang fern, nicht im Winter, wenn sie für zwei oder drei Monate in Europa deutsch oder italienisch die klassischen Dramen belebte, Shakespeares, Hebbels und Ibsens Frauen, die großen Rollen geschickter Franzosen oder die vielleicht vergänglichen Gestalten meines Vaters: Thamar, Susannah, die Bathseba im „Uriah“ und die wundervolle Michal des „Saul“; auf diesen Reisen be-

gleitete er sie nur, um sie spielen zu sehen, in den Musikstädten Europas ausgewählte Sinfonien und einige Opern zu hören und seine deutschen Freunde zu besuchen. Im Sommer aber, wenn die großen Sonnenbrände und heißen Winde über unserem weißen Hause glühten, trennten sie sich; meine Mutter suchte den Norden, die kühlen Buchenwälder Dänemarks, die schottischen Berge, Norwegen, Schweden und Nordamerika, während mein Vater auf den Ozeanen umherfuhr, mit mir oder Miriam, froh seiner lichtdurchquellten Einsamkeit, ohne Zeugen und Zügel, ohne seinen steten Zwang. Indien liebte er, Japans feine Landschaften, die weiten Ebenen Chinas und die furchtbaren Bergketten des Tibet. Dann kamen sie wieder, jedes frisch und erneuert, in ihre Schlafzimmer, die, voneinander getrennt, übereinander lagen und durch eine Wendeltreppe verbunden; und keine Frage wurde laut, jedes wartete ab, daß das andere die Erzählung beginne. War meinem Vater Mißtrauen so sehr fern, Eifersucht und die Angst der Hintergehung? Er gab sich den Anschein, aber ich glaube ihm nicht. Miriam drückte unsere Ansicht darüber einmal aus: „Es ist klar, er hat Furcht vor Männern, Angst vor Geständnissen und der Wut darüber, Angst vor der Lächerlichkeit . . . Er ist gewiß der Eifersucht fähig bis zur Raserei, aber er schämt sich, er weiß, daß ihm das nicht zusteht. Darum hält er sich beide Ohren zu, er will nichts wissen, er fragt ausdrücklich nicht. So sieht es aus, als sei er stark, vertrauend, selbstbewußt, und dabei leidet er arge Qualen – ohne Mama beleidigen zu wollen. Ich glaube übrigens, daß er wirklich grundlos leidet."

Dies sind unsere Eltern, deren wir mit ruhigen Empfindungen gedenken. Unsere Mutter starb an einer

Lungenentzündung, die sie befiel, als sie in den Eiswassern eines kleinen Sees am Ben Wywis unvorsichtig schwamm, vier Jahre nach dem Tode ihres Gatten. Wir ließen auch sie verbrennen und mischten die beiden Aschen in der antiken Amphora, die das Bild des schreitenden Eros trägt, unten in der verschlossenen Höhle des Garten, die eine gelbe Ampel erhellt.

— 8 —

„Die kleine Komödie ‚Susannah‘, welche trotz des starken Widerspruches der Moralischen, den sie hie und da fand, als erste meiner Arbeiten ins Italienische übersetzt werden konnte, verdankte ihre Entstehung den wunderbaren Regungen der Scham in der Seele der Schauspielerin, die sich weigerte, eine Rolle zu spielen, wo sie ihre Seele widergespiegelt fand, und die sich am Ende, mit einem plötzlichen Umschwung der Gefühle herbeiließ, doch und zwar über die Maßen herrlich der Verwandten ihren Körper und Geist zu leihen.“ Dieser klare bekannte und unwahre Satz, dem man allerdings das Plausible nicht nehmen kann, steht in der „Selbstkritik“ meines Vaters als Anfang des Berichtes über dieses leichte und heitere Drama, in dem die Seele der Frau mit Scham, Tod und starkem Lebenswillen in überlegenem Tanze zusammengeführt ist, bekleidet mit dem bekannten und allzuoft gemalten Geschichtchen der Bibel. Das war das einzige Werk, welches mit Grazie und Schelmerei beträchtliche Dinge sagte, entstanden oder wenigstens vorbereitet in einer besonders qualfreien Zeit. Humor und Leichtigkeit gegenüber den Dingen und der Kunst pflegten ihm sonst gänzlich fern zu sein; als Rest einer trüben Jugend und gemäß seiner sonstigen

Verfassung war ihm tragischer Ernst, ja Schwerfälligkeit entsprechender als die leichte Gebärde des Humoristen, und einem Freunde schrieb er bei der Übersendung von „Susannah“: „Trotz der üblichen Souveränität empfinde ich das Leben als ernsthaft.“ Man zeterte in Berlin nach den ersten Aufführungen über die Ehrfurchtlosigkeit, mit der hier die Seele der Frau aufgedeckt wurde, und dennoch war es eine Apotheose ihrer Lebenskraft: der Mann, der sein Verborgenstes hat preisgeben müssen, mag darüber in Scham und Tod vergehen, die Frau aber wird durch die Scham wieder zum Leben hingelangen können – das ist die Essenz des Werkes. Ich habe mir oft ein Fragezeichen dazu angemerkt, und in meinem Tagebuch findet sich ein Brief, den mir Miriam von einer sommerlichen Reise schrieb, aus Sizilien, von der Jacht „Maddalena Gritti“, die an der Küste kreuzte, fast schon im Angesichte von Afrika. Ich habe ihn neben wenigen anderen aufgehoben, weil er den Wert eines Zeugnisses hat, denn ich pflege sonst Briefe von Menschen, die ich liebe, sogleich zu verbrennen, damit sie nicht gegen den Absender wie gegen den Empfänger zeugen, wenn die Trennung aufgehoben ist und die Abstände des gemeinsamen Lebens wieder rechtmäßig werden. In diesem aber findet sich die Entstehung der „Susannah“, und ich teile mit, was sich darauf bezieht.

„Bei Tische erzählte ich ihm, welcher seit mehr als einer Woche in Heiterkeit und ohne starken Antrieb an alten Plänen herumdachte, das Erlebnis dieses Tages nicht ohne allerlei Hintergedanken: ich hatte zeichnend auf einem Felsen gesessen, unter mir den klippigen Strand und, dunkelblaue, weithin das ruhende Meer, und hatte einem Mädchen zugeschaut, das seinen hübschen braunen Körper in flachem Wasser gebadet hatte

und jetzt wohlig sich sonnend im Sande lag. Nicht sie, wohl aber ich bemerkte die beiden Fischerburschen, die sich heranschlichen und jäh hervorliefen. Sie schrie auf und floh, da ihr der Weg zum Lande versperrt war, eilig auf das Wasser zu und stürzte sich hinein. Aber kaum kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sank und ertrinken müsse, als sie wild um sich griff und nach Hilfe rief. Der ihr von den beiden am nächsten gewesen war, sprang ihr nach, holte sie sich an den Haaren heraus und tat ihr, noch ehe sie ganz wußte, was mit ihr geschah, Gewalt an; ihren Widerstand überwand er lachend und ohne Rücksichten und ließ dann dem anderen seinen Teil. Endlich erhob sie sich: das Vergnügen und daß sie nach denen gerufen hatte, vor denen sie davongelaufen war, hatte ihr wohl den Mut zur Flucht geraubt, denn sie hatte den anderen erwartet, ohne sich zu regen. Das erzählte ich ihm, denn ich war sehr begierig, wie seine mitleidige Seele darauf antworten werde und ob ihm der Gegensatz des nackten Mädchens vor den bekleideten Verfolgern ein Bild gab. Allein er benutzte es zu einer literarischen Reminiszenz: eine neuere Susannah, sagte er, wurde träumerisch, blickte fremd, stand auf und bemerkte: es ließe sich eine Tragödie darüber schreiben. Eine Komödie, meinst du nicht? äußerte ich; darauf er: das wäre wertvoller, auch das schwerere. Er dachte nach und ich betrachtete ihn, dann sagte ich einfach: schreibe sie, und er: wir wollen sehen.

Du kennst, mein Freund, das aus Bewunderung und Verachtung, Teilnahme und Belustigung gemischte Gefühl, mit dem wir unseren Dichter betrachten, und weißt auch, wie sanft, nervös und liebenswürdig zerstreut er zu Zeiten der Arbeit ist. Ich merkte jedoch, daß es mit der Psychologie nicht recht weiterging, und daß die

Rangordnung und Zeitfolge der Empfindungen Susannahs ihm Pein machte. Du weißt wohl, daß er sich bewunderungswürdig in seinen Geschöpfen heimisch machen kann, aber hier war die Scham das zentrale Problem, und er war klug genug zu wissen, daß die der Männer und die unsrige an sich verschieden sind, und daß seine Stellung hier noch besonders erschwert sein mußte. Er fragte mich fortwährend nach der Reihenfolge der Gesten und Bewegungen des beobachteten Mädchens, und er forschte weiterhin eifrig nach meinen Gedanken dabei und ihrer Logik. Ihm auch nur annähernd das Vergnügen zu gestehen, das ich damals hatte, blieb natürlich unmöglich, und mit halben Antworten war er nicht zu beruhigen: ich beschloß also, ein starkes Mittel anzuwenden und mir die Annehmlichkeit eines gewagten Spieles zu geben. Er mußte Gelegenheit haben, selbst einen ähnlichen Vorgang durchzumachen und an seiner eigenen Seele wie an einer beteiligten Person den Vorgang zu erleben, und aus Ironie wie aus der Ambition der Mitarbeit beschloß ich, selber die biblische Situation zu inszenieren Ich hätte wohl auch mein Kammermädchen bestimmen können, Susannah zu sein, aber ich fürchtete das Temperament unseres Vaters, welches vielleicht die reinliche Abwickelung durch einen Exzeß unterbrochen hätte, und befahl also in seiner Hörweite, mir um fünf Uhr, vor dem Diner, ein warmes Bad zu bereiten. Eine unvorsichtige Kopfbewegung des Arglosen verriet mir alles, ich begab mich also in mein Schlafzimmer, das, wie du weißt, mein Bad neben sich hat, und nachdem ich mir meine Rolle, das heißt die Reihenfolge meiner Äußerungen, genau auseinandergesetzt hatte, gut genug um nachher improvisieren zu können, legte ich mich unter dem Prickeln von Neugier,

Amüsement und gefährlicher Spielerei in mein warmes Bad und wartete, indem ich die Linien meines Körpers vor den Mustern der blauen Kacheln meiner Wanne betrachtete. Ich fühlte eine merkwürdig angenehme Angst und Spannung und gelobte mir kaltes Handeln.

Er kam: lautlos stand er in der Tür, mit dem angestrengten und nüchternen Blick des sachlichen Beobachters. Soviel gönnte ich mir zu sehen, dann erblickte ich ihn im Spiegel, schrie laut auf und tauchte mit sehr natürlicher Gebärde unter: der Schreck. Als ich glaubte, wieder hochkommen zu dürfen, war er einen Schritt näher getreten, ich legte mich geschwind auf den Bauch, wandte ihm mein verstörtes Gesicht zu und flehte: Papa, o Papa! Die Angst. Als er schwieg: Was willst du? Geh doch! Ich drohte zu weinen – die Furcht. Um Gotteswillen geh oder ich rufe um Hilfe! „Es wird dich niemand hören", sagte er ruhig „ich" . . . Ich schwöre, daß ich mich ertränke, wenn du nicht sofort gehst, schluchzte ich: die Verzweiflung und der Gedanke des Todes. Ich tauchte unter – du weißt, wie lange ich es ohne Atem im Wasser aushalte – und er hatte Befürchtungen. Er zog an den Haaren mein Kopfes empor und rief: „Ich gehe sofort"; blieb aber an der Tür stehen. Ich sah ihn, tauchte noch einmal unter, aber ehe er sich noch rühren konnte, richtete ich mich mit einer harten Bewegung auf und stieg aus der Wanne, indem ich ihm den Rücken zukehrte: Entschluß zu leben. Dann bedeckte ich mich mit den Händen und wandte ihm halb ein wildes Gesicht zu, an dem die nassen Haare lang herabhingen: Drohung. Geh oder gehe nicht, rief ich, ich weiß, was mir übrig bleibt, du Faun! Haß und Verachtung; und indem ich mich über dieses literarische Wort amüsierte und noch mehr über die Weise mit der

ich gesprochen: Ich verachte dich. Da sah ich, wie in seinen Augen der Beobachterblick erloschen war und jenes Glimmen sich entzündete mit dem das Männchen blickt, und sicherlich, hätte ich jetzt gelächelt oder nur bewegungslos gestanden, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Ich wußte aber das Zauberwort der Dusche und, indem ich mit zwei schnellen Schritten bei meinem Badetuche war, rief ich mich einhüllend: Die Mutter! Die Lider fielen über seinen Augen und sein Blick war der gewöhnliche: „Pardon", sagte er und eilte hinaus. Dies alles hatte kaum zwei Minuten gedauert.

Ich atmete tief auf und wunderte mich darüber. Oder vielmehr, während ich mich abtrocknete, gestand ich mir, daß mein Seufzer des Entronnenseins weniger in der Rolle getan war, und daß die Rolle mich überwältigt hatte. Ja, mein Freund, während mich das Bewußtsein des Spieles nie verließ, habe ich doch einiges von jedem Gefühl erlebt, das ich gerade verkörpern wollte, für einen Augenblick war ich das im Bade überraschte Weib, wie man wohl von Träumen gleichzeitig die Gewißheit des Traumes und die der Realität haben kann, und das hatte mir meine Darstellung erleichtert und verbessert. Aber als ich dann vor meinen Spiegel trat, um mir und dir Triumph zuzulächeln, und mir die wirklich ironische Lage unseres Dichters vorstellte, der jetzt glücklich am Schreibtisch dasjenige aufzeichnete, was er an mir und sich beobachtet hatte, und was er wähnte, mir abgelistet zu haben, während er, anstatt mit mir zu spielen, vielmehr das Opfer meiner Absichten war und nur niederschrieb, was ich ihm gleichsam aufgezwungen und diktiert hatte – befiel mich eine erstaunliche und öde Melancholie. Dieser Mann tat mir leid und machte mich traurig. War er nicht der Herr der Stunde ge-

wesen, in der er uns zeugte, und kehrte sich seine Stärke so wider ihn? War er nicht, wenn dies bekannt wurde, dem Mitleid und der Verachtung aller Niederen preisgegeben, ohne daß seine Feinheit und sein Künstlertum ihn erheben konnten, da er gerade hierin getroffen war? Jede Tat schien mir albern, weil ihre Folgen den Täter zerstören konnten, und ich hatte die stärkste Sensation des Ekels, die du dir vorstellen kannst: Alles ist eitel. Eine Anmaßung hohlster Art vermochte einen gesunden Menschen von dem abzulenken, was die Natürlichen in dieser Sachlage ohne Gedanken taten: die Frau zu nehmen, die Anmaßung, lieber Empfindungen zu notieren, Bewegungen zu fangen und damit solche schwächlichen Geisteswerke lebendig zu machen und andere zu ergötzen, anstatt selbst die revoltierende Wonne der Umarmung zu haben: das ist die Kunst, das ist die Kultur; und die Erinnerung an eine Frau vermochte die Nacktheit einer ebenso schönen anderen blind zu machen: das ist die Sitte, das Vorurteil bei einem der freiesten Menschen, die ich kenne! Wie kläglich ist die Freiheit dieser Freien!

Diese Gefühle hatte ich, aber ich bezwang mich und kehrte zurück. Während des Ankleidens berechnete ich die Mienen und etwaigen Worte Papas, und ich hörte im voraus die weltmännische Kordialität seiner Stimme, mit der er jede Verlegenheit gut maskiert. Ich trat in das Speisezimmer mit noch feuchtem Haar und einem unbewegten Gesicht, und er sagte, indem er mir leicht lächelnd entgegenkam und beide Hände ein wenig hob, mit der Bewegung und dem leichten Ton, die ich vorausgewußt, beinahe genau die Worte, die ich mir zusammengestellt hatte: „Du verzeihst schon, Liebe, nicht wahr? Aber ich brauchte das."

— 9 —

Nach uns wird niemand mehr erscheinen und das Blut Heinrich Klopfers des Älteren in seinen Adern haben, und das ist gut. Denn so wie ich den vollgeschriebenen Bogen zerreiße, auf dem ich Gestalten zu erwecken suchte, oder wie Miriam die Leinwand zerschneidet, die sie noch soeben mit Farben bedeckte, so, mit einer ruhigen und haßlosen Bewegung gleichsam verbieten wir uns, Kinder zu haben. Das Geschlecht ist müde und wird mit uns aufhören. Zweiunddreißig Jahre bin ich jetzt alt, ein Jahr habe ich mehr als meine Schwester, und nach allem, was ich an mir beobachtete, an den Pausen meiner Denktätigkeit, den Schmerzen meines Hinterkopfes und welches noch immer die winzigen und grausamen Kennzeichen sind, die mir, dem Arzte und Beobachter, jeden Trug ausschließen, gebe ich mir noch fünf Jahre, vielleicht eins mehr oder weniger. Dann wird sich bei mir die Lähmung der Hirnrinde einstellen, jenes Versagen aller Zentren des Denkens, Empfindens und Wollens, die man mit einem herzhaften Wort Verblödung nennt, Idiotie, das Leiden, welches den Bruder meines Großvaters als Mann kindisch machte. Das wünsche ich nicht zu erleben; und für diese Stunde wird mir meine Schwester und Gefährtin, Arzt gleich mir, eine sehr starke Morphiumlösung in die Ader spritzen. Darauf wird sie mein Hirn sezieren und mich verbrennen lassen, wie wir es mit unserem Vater getan haben. Was sie nachher tut, obwohl es mir vollkommen unwichtig sein könnte, ist bereits festgesetzt: sie wird alle Förmlichkeiten des Testamentes ausführen und mir dann folgen. So hat sie es mir versprochen und vermutlich wird sie sich nicht eines anderen besinnen.

Und nun, im Angesichte dieser Gewißheit, die unverrückbar vor mir steht, erhebe ich über mich die Frage: Wozu Schminke und Maske? Habe ich irgendeinen Anteil daran, daß man sich über mich betrügt, wenn ich nicht mehr bestehe? Bin auch ich ein Literat? Ach nein, gar nicht, ganz und gewiß nicht. Für mich besteht kein Grund, „letzte Wahrheiten" über mich allen anderen vorzuenthalten. Und so will ich rückblätternd dementieren, was am Anfang geschrieben steht: daß ich die Legende über meinen Vater zerstören wolle ohne Haß, ohne eine Rache zu üben, aus wissenschaftlichen Gründen. Dreimal nein, es ist nicht an dem. Diese Schrift ist eine Rache – möge sie sich dazu bekennen: ich habe meinen Vater gehaßt, so heimlich und von Herzen wie nur ganz eng Verwandte einander hassen können, ihn, der pathetisch zu leben vermochte bis über seinen Tod hinaus, ihn, der weder dumm noch ohne Skepsis und Ironie durch das Leben ging und trotz seiner Krankheit noch gesund genug war, dieses Leben zu lieben. Wenn er es nicht durchschaut hätte, wenn er simpel und schönheitsselig genug gewesen wäre, es gläubig hinzunehmen – o, ich hätte nicht daran gedacht, ihn zu beneiden. Wir wären mit ihm fertig gewesen, Miriam und ich. Aber er wußte wohl, was von dieser irdischen Begebenheit zu halten sei, er hatte Geist genug, sie plump, unpassend und ohne Ordnung und Maß zu finden, und sogar Geist genug, das zu ignorieren. Und trotzdem brachte er es zustande, sein Leben zu lieben und Glück zu fühlen, ohne anspruchslos zu sein, es zu lieben, nicht aus Unfähigkeit und Sehnsucht, sondern weil er ihm noch ein wenig verwandt war, weil er es noch ertragen konnte.

Aber schließlich – das scheint seine eigene Angelegenheit zu sein; er hatte sie mit sich selbst abzumachen.

Wie aber kam er dazu, mich damit zu behelligen, indem er mich machte, wie ich wurde? Wie konnte er sich erdreisten, Kinder zu haben wie uns, mit Sehnsucht nach Pathos und der Verachtung dafür, mit listigen und schwachen Körpern, mit unserer rücksichtslosen Vereinzelung? Ich habe mich schließlich damit abgefunden, daß ich mich nicht ohne Anlaß davonmachen kann, weil ich soviel Lärm nicht aufbringe, noch dazu, um einer Bagatelle willen, wegen eines Zufalls! Aber diesen Zufall – ihn verzeihe ich nicht. Damit daß ich bin, habe ich mich nicht abgefunden. Der Leichtsinn dieses Mannes bringt mich zu Verzweiflung. Miriam ist stärker als ich, sie hebt auch darüber die Achseln und meint: ;„Sprechen wir von anderem“; aber ich werde nicht fertig damit. Zu sein wie ich, ein vor mir selbst lächerliches Wesen, unfruchtbar ohne Schönheit, wissend ohne die Möglichkeit einer Betäubung, des Rausches einer Schöpfung oder einer Vernichtung, zu klug für Hochmut und Eitelkeit, aber abgesperrt gleich irgendeinem Mörder oder König – habe ich nicht Grund, meinen Kerkermeister zu hassen? Und ich tue es, o, ich hasse ihn – und wenn der Tod ihm Schrecken gewesen wäre, eine Strafe . . .! Gewissermaßen habe ich das Recht, mich als Vernichter meines Vaters zu fühlen. Richter meines Vaters – das klingt recht . . . bedeutend. Aber ich habe es nicht gekonnt. Es wäre groß gewesen, es zu tun; aber Größe ist das letzte, was ich beanspruche.

Nicht immer kommt mir mein Haß so zu Gefühl wie jetzt, da ich schreibend Vergangenes zurückrufe, er schwelt nicht immer so stark, und das ist gut, denn er verdummt und verdunkelt mich: will er mir nicht nahezu beibringen, er sei kein zielloses ohnmächtiges Ressen-

timent, sondern mein Vater sei für mich verantwortlich . . . Ach nein, wir finden uns auch hier zurecht, und wollen diesen unbehaglichen Gegenstand verlassen. Alles ist klar: wer sollte wohl für mich verantwortlich sein? Wo fange ich an? Oft wenn ich mich im Spiegel betrachtete, aufmerksam prüfend wer ich sei, schien es mir, als blickte ich durch mein Abbild hindurch, und als tauchten hinter diesen schmalen Schläfen, diesem allzublassen Munde, hinter den Wölbungen und Buckeln dieses merkwürdigen Schädels die Umrisse des Gesichtes meines Vaters, meines Großvaters Heinrich und die undeutlichen Linien Jakob Klopfers empor, des Bauern, unseres Ahnen; und alle blickten mich stumm aus dem einen Paar gelbbrauner enger Augen an, das uns allen gehört. Wohl, ich bin blässer, schwächer, kränker als sie, meine Stirne spiegelt Gedanken wieder, die ihnen fremd waren, ich antworte auf Reize, an denen sie vorübergingen: aber wer sagt mir, wo die Feinheit des Unterganges anfängt? Weiß ich etwas von ihnen? Wußten sie von sich, wie ich auf meinem Laufenden bin? Ich habe keine Antwort auf meine Fragen. Ich bin zur Erde wiedergekehrt, von der sie ausgingen, aber ihr Anfang ist mein Ende, und wenn ich durch meine Felder gehe, dann blicke ich prüfend auf meine Knechte, die mich schwerfällig grüßen und deren geringe Krankheit ich heile, ob nicht einer Jakob Klopfer sei und Urenkel haben könne, die mir gleichen. Ich blicke ruhig auf das Leben, das ich nach meinem Zwang geführt habe, und bedauere nichts. Ich habe nie einen Freund gehabt, nie eine Geliebte oder ein Weib, denn ich hatte meine Schwester. Sie ist meinesgleichen so sehr, daß unsere Worte nur Vorwände sind, die Zeit zu füllen, weil wir unsere Gedanken vorher kennen. Man kann nur seine

Schwester lieben, wenn man ein Ptolemäer ist. Sie ist so schön wie unsere Mutter war, Maddalena Gritti, die Contessa und Heidin, nur daß sie wissend ist und ihre Stirn die meine, unseres Vaters unruhige Stirn, voll von Wölbungen und Höhlen. Und ihre Bewegung ist großartige Anmut, die Ruhe ihrer blassen Hände war herrlich, wenn sie das sezierende Messer führten, und unbewegt blickte sie auf den Körper, der sich wand. Dann war sie ebenso kalt und aufmerksam, wie wenn sich ihr einer der vielen Männer erklärte, die sie liebten, an denen sie ihre Studien machte, die ihr und mir zur Unterhaltung dienten und die sich bestenfalls erschossen, wenn auch nur einer vor ihrer Tür, Erik Nilson, der begabte junge Architekt. Auch ihr Geschick ist die kühle Betrachtung und Zerlegung des Lebens, auch ihr Blut fließt langsam, und sie weiß nichts von dem Lob oder Tadel, mit denen die Leute irgend etwas belegen, was Menschen tun. Wir sind für uns und wählen nach eigenem Willen und eigentümlichen Gelüsten unsere Handlungen, wie wir unsere Speisen wählen. Da wir jederzeit bereit sind, unseren Hochmut durch den Tod aller Rachsucht der Anderen zu entziehen, suchen wir die Gefühle, die uns noch fremd sein könnten, um sie zu wissen, soweit man wissen kann. Wir begreifen jedoch, daß das Erkenntnisvermögen der Menschen an die Oberfläche gebannt ist, und haben das Recht, über die Verkünder der Tiefen zu lächeln. Wir haben oft Heilung gespendet; aber wenn es uns wichtiger und reizender schien, den Ort des Leidens zu finden, seine Verheerungen zu beobachten, abzuwarten, wie es auf Chemikalien verschiedener Wirkung antwortete, auf Gifte oder Linderungen, wenn wir erfahren wollten, wie weit die Einbildungskraft des Kranken und der bloße Wille des Arztes, das einfache gesprochene Wort und

der Blick mächtig waren, dann haben wir uns nicht gescheut, Schmerzen und Tod zu geben, ohne es nötig zu haben, von Nutzen und Heil zu lügen, die aus unseren Studien für die „Menschheit“ erstehen könnten. Sie hat uns nie eine Rücksicht abgelockt, diese Menschheit, sie hat für uns nicht bestanden, diese Redensart, und alle anderen Redensarten ebensowenig. Grausam oder gut, schwach oder edel, gemein oder göttlich – alle diese Worte belächeln wir, weil wir wissen, daß hinter ihnen immer das gleiche steht, das aller Wertung entzogene Sein, vor welchem eins ist wie sein Gegenteil und Wahrheit nur ein anderes Wort für Irrtum oder Lüge ist.

Alle Räusche, alle Empfindungen, alle Täuschungen haben wir aneinander studiert und an uns selbst. Wir kennen uns, soweit ein Mensch sich zu dieser Zeit kennen kann, und wir sind fähig, mit unseren Gedanken die Dauer und die Stufen zu bemessen, die von Ursachen innerhalb unseres Körpers zu den Wirkungen führen. Die Einflüsse der Luft, der Feuchtigkeit und der Nahrung auf unsere Gedanken, ihre wenig bemerkbaren Ablenkungen und Durchkreuzungen durch äußere Geschehnisse, die Verführungen des Gleichartigen und die Förderung durch Einsamkeit und körperliches Leiden haben wir ausgespürt, und wir können den Ketten nachtasten, die zu den „plötzlichen Einfällen“ führen und sonst im Unbewußten sich verlieren.

Und bei allem, was wir sahen, haben wir die Macht bestätigt gefunden, die in der Gewöhnung und im Blute liegt. Die Gesittung ist eine Täuschung, Bildung ist ein Begriff, die Religion, das Vaterland, das Volk selbst sind Vorurteile, die Liebe ist der Veränderung untertan, der Haß selbst ermüdet: eins nur bleibt und besteht, die enge Verwandtschaft, der gleiche Stamm,

Vater und Sohn, Bruder und Schwester. Die Leitung, die uns aneinanderhält und uns eins macht, die Liebe, die auf keiner Täuschung gebaut ist, das ist die Frucht des gleichen Blutes, gleicher Ahnen und ungetrennter Vergangenheit. Niemand rede von Mann und Weib, keiner von der Geliebten und ihrem Freunde – – nächste Nähe klingt einzig in dem Worte: „Ich liebe dich, meine Schwester."

10

Die Sonne sinkt, indem ich dies schreibe. Noch eine halbe Stunde, und sie wird ins Meer tauchen, den westlichen Horizont berühren. Und wenn sie ganz verschwunden ist, diese rötlichrunde Scheibe, wird in den Synagogen der Judenheit der lange einzige Schofarton erschallen, das greuliche Freudengeheul des Widderhorns, daß der Sabbat der Sabbate vorüber sei, der große Tag der Buße und des Fastens, der Tag der Erhebung zum Herrn der Heerscharen; und das kleine Gotteshaus auf dem Berge Moriah, dort, wo einst der weiße Riesentempel Salomonis stand, wird das vornehmste sein. Seine Zederntore werden sich öffnen und alle Tore aller Tempel Israels, und ein schwarzer freudiger Strom ermüdeter Juden wird hervorquellen und nach einer Stunde dem Alltag wiedergegeben sein, aus dem sie für vierundzwanzig Stunden ausgeschieden waren. Jawohl, heute ist Versöhnungstag, und ich sitze schon stundenlang in dem einsamen Hause, in dem sich kein Schritt regt, beende diese Niederschrift und schaue hin und wieder auf jenes feierlich beglänzte Land, in dessen Einsamkeit mein Vater flüchtete und das mir lieb ist. Miriam ist hinaufgefahren nach Jerusalem und repräsentiert unser

Haus, eine Pflicht gegen unseren Namen zu erfüllen, und auch sie wird überlegen, kühl und doch gerührt auf diese Menschen schauen, zu denen sie ein wenig gehört und die ihr unendlich fern sind. Mich aber hat der Ekel vor der Komödie zurückgehalten, ich mag nicht mehr spielen. Keinerlei Sehnsucht erfüllt mich, keinerlei Schmerz oder unglückliches Gefühl, wenn ich dies feststelle: ich bin ausgeschlossen von diesem Volke, welches ich verachte, indem ich es liebe, ich gehöre ihm nicht an, wie ich niemandem angehöre, außer meiner Schwester. Es ist nicht nur das lateinische Blut meiner Mutter, welches mich von diesen Menschen trennt, dieses Blut, das meine Hände zwingt, nach dem Diktat eines unzulänglichen Geistes zu schreiben, um mißgestaltete Werke hervorzubringen und zu zerstören, das meine Sensibilität verachtet und meine Klugheit verlacht: sondern es ist auch die vererbte Kraft zu denken, den Phantomen mit unwiderleglichen Schritten nachzugehen und sie zu erledigen, es ist jener Maßstab der Vornehmheit, den ich stets verachte und durchschaue, ohne ihn zu verwerfen, und der mich von diesem unheimlich alten und jungen Volke scheidet, das riesenmäßig groß und unsäglich gemein in einem ist und nie aufgehört hat, zu sein. Ich liebe es, das sich in die Erde einwühlt, um sie desto sicherer zu besitzen, und das zu gleicher Zeit seine Träume, Gedanken und Forderungen in das Weltganze sendet und sie dort festgehangen wähnt. Ich liebe es, das noch immer einen Gott für sich hat, gleich weit entfernt von der Duldung der Inder, der Skepsis Frankreichs und der unbedachten Glaubensfreude der warmherzigen Italiener, ich liebe es, das immer noch Keuschheit fordert, Sittlichkeit und Verhüllung, das immer noch vom Jenseits redet, ohne zu lachen, und dessen Leben gleichwohl

auf eine zeitgemäße Weise an diesen aufrichtigen Forderungen vorübergleitet, ich liebe es und verachte es. Man kann uns nicht benennen, Miriam und mich, weil man uns mit niemandem vergleichen kann, wir sind einzige Wesen hierzulande, Erben eines Namens ohne seine Verpflichtungen, Luxuswesen denen man mißtraut, und mit gutem Rechte. Wir sind in allem Ptolemäus und seine Schwester, die seine Gemahlin ist. In diesem Volk beginnender Asiaten sind wir die letzten Europäer, losgelöst von allen Wurzeln, allen Gesetzen, allen Sitten, unabhängig von allen Wertungen, von keiner Strafe geschreckt, gelockt von keinem Lohne, ohne Reue und Zukunft. Die Zukunft gehört den Asiaten. Asien, die ungeheure Mutter aller der Zufälle und Vorgänge, welche wir Kultur und Geschichte nennen, die zehntausend Jahre lang „Welt" war, überließ für den fünften Teil dieser Zeit die Herrschaft dem kleinen, giftig und krampfhaft arbeitenden Gehirn ihrer Halbinsel Europa, um sie jetzt langsam wieder an sich zu ziehen und ihr großes Lento der Erde vorzuschreiben. Ich werde das nicht mehr erleben, aber ich glaube daran. Ist es schade darum? Diese Frage darf nicht gestellt werden. Es ist: das mag mir genügen. Wertungen will ich gern der Jugend überlassen, denen, die etwas Freudiges davon haben; ich aber bin froh gestimmt, daß ich noch von Europas Quellen getrunken habe und niemand mich zwingen kann, dies zu vergessen.

Doch die Sonne ist soeben verschwunden. Noch glüht der Himmel, aber bald wird sich das Dunkel über mir ausspannen, das von den Sternen befleckt und verherrlicht sein wird. Ich bin müde, zu schreiben. Ich werde aufstehen und auf dem Dache meines Hauses lustwandeln, den kühlen Wind atmen, der sogleich feucht

vom Meere herwehen wird, und die Hügel, den See und die Ebene betrachten, über die sich dann die Nacht wölbt. Dann werden sanftere Gedanken mein Hirn durchhuschen, und ich werde endlich hinuntersteigen, um alle Flammen und Kerzen zu entzünden, die vorhanden sind, damit Miriam das Haus festlich erleuchtet und weithinstrahlend findet, wenn sie von Jerusalem herabkommt.

EPISODE



Schüsse knallten und erweckten Eli Saamen. Das Fenster seines Schlafzimmers, mit beiden Flügeln offen, an dem die Gardinen im Nachtwind baumelten wie Gehenkte, ließ ungehindert das helle Krachen der Brownings über die Dächer bis zu ihm. Er setzte sich im Bette auf: der Himmel über der Stadt glomm leicht rot, von Brand oder nur von vielen Lichtern, aber höher hinauf arbeiteten sich Scharen von Sternen aus dem endlosen Schwarz; in das weite Schimmern schnitt das Fenster ein hartes Kreuz, mitten durch das vertraute Gebilde des großen Wagens. Es ist gegen elf, dachte der Knabe, als er schräg vor sich das Sternbild erblickte; sie schießen ... Die Tür zum Zimmer des Vaters ward aufgerissen; der Inspektor Saamen machte einen raschen Schritt über die Schwelle: „Aufstehen, Eli," schrie er, und seine Stimme klang wild vor Erregung. „Pogrom?" rief der Sohn, mit beiden Füßen auf den Teppich springend; aber es brauchte keine Antwort. Er zog sich mit eiligen und zitternden Händen an, indes der Vater nebenan bei einem Licht einen Brief siegelte. Noch stand, in der Stellung des entscheidenden Springerzuges, das Schachbrett vom Abend auf dem Tisch, und die Figuren schwärzten im Schein der Kerze das gemusterte Brett mit kuriosen Streifen von Schatten. Eli bemerkte es, glücklich vor Stolz: der Vater, dieser starke Spieler, hatte vor diesem neuen Zuge überrascht aufgeben müssen ... Alsbald aber verfiel er wieder der Gegenwart; mit

Genugtuung bemerkte er, indem er hastig an den Stiefeln schnürte, daß es seinen Feinden jetzt schlimm gehe, den Judenjungen, die ihn von hinten mit Erde bewarfen und ihm nachschrien, daß er den Sabbat schände und Unreines äße; und er fand, ihnen geschehe recht, da sie viele waren und ihn dennoch nie von vorn anfielen. „Nun? Fertig? Noch nicht?" Der Inspektor, die Pelzmütze schon auf dem Kopf, ragte schwer in den Rahmen der Tür, mit hohen Stiefeln und seiner großen grünen Joppe. Er blies ungeduldig in den dicken Schwarzbart: „Hast du Furcht?" Plötzlich – er hatte bisher nichts derart gedacht – fiel Eli ein, daß auch er erschlagen werden konnte, denn die Banden wußten ja nicht, daß Vater und er mit den andern in Feindschaft lebten; doch vergaß er es sofort. „Aber nein!" empörte er sich, „da bin ich. Wollen wir hin?" Der Vater schloß schon den Brief in seinen Schreibtisch: „Man muß sehen . . . man muß dort helfen . . ." Dann wandte er dem Sohne das Gesicht voll zu und prüfte den Sechzehnjährigen mit Blicken wie ein eben abgeliefertes Werkstück: nein, er hatte keine Furcht. „Höre, Eli. Kann sein, daß mir dort . . . daß ich auch – – also verstehe: wenn ich morgen nicht mehr da bin . . ." „Vater!" schrie er, und seine Augen wurden schwarze Löcher. „Alles kann kommen. Dann, höre, fährst du sofort nach Deutschland zurück, sofort . . ." – „Vater!" – „. . . lernst etwas und wirst ein Ingenieur." – „Hör' auf, bitte, hör' auf," bat der Knabe mit schwankender Stimme, und seine beiden Hände griffen nach dem Arm des Mannes. „Es ist nur für alle Fälle. Du bist groß genug. Da, nimm das." Er schob ihm eine flache Pistole zu und fegte mit ruhiger Hand Patronen hin. „Sie ist schon geladen. Komm." Eli nahm die Waffe heftig an sich, wenngleich

sein Arm zitterte. „Wirds gefährlich, Vater?“ Aber der Inspektor schritt schon durch die Tür, den Browning in der Tasche und in der Faust einen gefährlichen Stock, außen von Leder, innen aber von Eisen. Seine Schritte dröhnten auf dem Korridor; der Knabe beeilte sich, seinen Bergstock aus der Ecke zu reißen, einen gelben Eichenknüppel mit metallener Spitze. An der äußersten Tür fand er den Vater wartend, unschlüssig, wie ihm vorkam. „Eigentlich müßte man dich hier lassen. Was sollst du dort...“ – „Ohne dich? Ich bleibe nicht allein, keinen Augenblick.“ – „Gehorchst du?“ Doch der starke Junge rief: „Ich breche die Tür auf und komme dir nach; wahrhaftig!“ Der Inspektor kannte seinen Ältesten: „... Meinetwegen ... schließlich ist's am besten“; und er lächelte schwach und ließ den Schlüssel heftig ins Schloß beißen.

Sie polterten die Treppe hinab, durch drei Stockwerke, und eilten über den weiten Hof der Fabrik. Elis Blut lief schnell und lustvoll: ein Abenteuer, welch ein Abenteuer! Ein Pogrom, heut am Ostersonnabend! Morgen gehen sie dann zur Kirche. Er fürchtete sich gar nicht; seine Finger preßten beglückt den Kolben der Waffe. Ob er schießen würde? Ob auch treffen? Sicherlich, wenn es ihn nicht zu sehr aufregte. Er versprach sich, Gawril Buttermann, dem Rotkopf, dem Steinwerfer, keinesfalls beizuspringen, und er sonnte sich beglückt im Neid der ganzen Klasse und Leos, des Bruders, der drüben geblieben war, wenn er erzählen würde ... Er spannte den Arm inwendig an und bog ihn, so daß die Muskeln dick heraustraten. Der Sekundaner, breit und groß, wies unter schwarzen Haaren ein sehr weißes Gesicht mit rundgebogenen Augenbrauen. Der Pförtner wachte noch, sein Fenster gab ein gelbes Viereck

in die Nacht hinaus. Der Inspektor legte ihm die Schlüssel der Wohnung hin und sagte in polnischer Sprache: „Mach' mir das Tor auf." – „Es ist nicht gut draußen, Herr," meinte der alte Mann, indem sein Schnurrbart, vom Rauchen gelb, auf und ab stieg. ‚Schon recht, Alter. Um Eins bin ich wieder da, nicht?' Und heb' mir die Schlüssel gut auf." Das Tor schrie in die Angeln; man hörte hin und wieder schießen, ganz schwach. Der Vater eilte so, daß Eli fast zurückblieb. Die Straßen lagen schwarz und leer von Menschen; helle Fenster fanden sich nur ganz oben in den Häusern. Die beiden bogen fortgesetzt nach rechts ab, liefen im Trabe die ganze Petersburger Straße hinunter, unaufhörlich in Pfützen tretend, quer über den Patjomkinplatz und in die Schlüsselstraße hinein. Der Lärm nahm zu, man hörte ihn als ein wirres Rauschen. Es begegneten ihnen Leute, und immer mehr. „Was ist?" fragte der Vater einmal irgendeinen im Dunkeln und auf Russisch. „Sie schlagen die gottlosen Juden, Onkelchen lauf zu." – „Und die Polizei?" –„Wo wird der Soldat faul sein?" lachte der Bürger zufrieden und ging seines Wegs. Eli nahm sich vor, auf die Soldaten zu schießen, selbst wenn sie Gawril totschlagen sollten. Die Straßen erhellten sich von Laternen und Licht aus Wohnungen, und binnen kurzem gingen sie inmitten vieler Menschen. Sie drängten sich durch ohne sonderliche Höflichkeit, und als der Vater nicht mehr schnell genug vorwärts kam, schob er den Jungen bei der Achsel in ein hohes Haus. „Wohin?" fragte Eli aufgeregt. – „Komm." Sie eilten leise zwei, drei, vier Treppen empor; aus dem Flurfenster, einer kleinen schmutzigen Öffnung, überschauten sie die nächsten Straßen, denn keines der Nachbarhäuser maß mehr als drei Stockwerke. Der quadratische Rahmen umschloß

ein grelles Bild, vor Entfernung klein, aber erstaunlich scharf gezeichnet. Sie sahen Flammen, die aus Fenstern winkten, und üppig qualmenden Rauch, rot angestrahlt; sie sahen Menschen laufen, bewegte Arme, Knäuel und Gruppen von Menschen; sie hörten Gebrüll, gellende Schreie von hohen Stimmen, einzelne fallende Schüsse, und durch das Knistern und knatternde Fressen der Brunst dumpfe Geräusche poltern, wie von stürzenden Balken und krachend eingerannten Türen. Alles das drängte sich ins Gesicht eines höllischen Augenblicks; denn sogleich riß der Inspektor seinen Sohn rückwärts und donnerte mit ihm die Treppen hinunter, wandte sich statt zur Haustür in den dunklen Hof, hielt den Stock quer mit den Zähnen und kletterte über die niedere Mauer auf das anstoßende Grundstück. Eli warf seinen Knüppel hinüber, schnellte in die Höhe, hielt sich oben an den Fingern hängend, stemmte sich auf, hob die Beine über das Hindernis und stieß sich exakt ab, wie sie's im Turnen übten; er fiel fast auf die Hände, erraffte seinen Stock, und nun liefen sie schallend durch ein Hinterhaus, quer über einen zweiten Hof und dank eines Torwegs gleich auf die Straße. Sie eilten links an den Häusern entlang, ohne einen Menschen zu treffen, durch zwei, drei winzige Gassen und standen dann auf der Katharinenstraße, die weiter hinten voll war von Lärm, Helligkeit und Rauch. Sie hielten einen Augenblick, denn ihrer hämmernden Brust mangelte der Atem; dann gingen sie etwa siebzig Schritt, langsam, ausruhend, den Browning in der Linken, bis zur Mentschikoffstraße, bogen um die Ecke, und dann geschah dieses. Entgegen lief ihnen eine Frau, bekleidet mit einem Unterrock und über dem Hemd ein braunes Tuch, das die Schultern verbarg, ganz und gar ohne Atem, unfähig zu schreien,

und das fleischige Gesicht verzerrt von der Angst des Todes; an der Hand hielt sie ihre junge Tochter, der auch das Tuch fehlte, deren Haar lang herumhing und deren bloße Füße kaum noch ausschritten, nur nach vorn zu fallen schienen. Ihr Mund stand sehr weit offen, alle Zähne weisend, und die freie Hand ballte sich auf der linken Brust. Drei junge Kerle setzten ihnen nach, und es streckte sich wenig Pflaster mehr zwischen den Frauen und ihnen; in diesem Zwischenraum aber trabte ein kleiner Junge, vielleicht neun Jahre alt, und stöhnte, unfähig die Mutter einzuholen, auf gräßlich hilflose Weise nach ihr . . . . Eli hielt ihn für Gawrils kleinsten Bruder; übrigens begriff er sofort, daß er sich hatte täuschen lassen. Das Kind stolperte, raffte sich, fiel wieder, und als es noch einmal auf den Füßen stand, lief der erste Verfolger an ihm vorbei; der zweite stieß ihm ein langes, gerades Fleischermesser in den Rücken: „Maa . . ." schrie es, einen schrill beginnenden, sich vertiefenden Schrei, und brach zerstört zusammen. Die Mutter wandte den Kopf, als sie den schneidenden Ton hörte, erstarrte und sank in die Knie, ohne das Mädchen loszulassen. Plötzlich gewahrte Eli den Vater, der eben noch an seiner Schulter schritt, zehn Schritt vor sich, und die Brust durchwirbelt von einem Strudel Empfindung sprang er ihm nach. Einen jähen Moment freute er sich, daß seine Mutter lange tot war, dann bemerkte er, wie der furchtbare Stock des Vaters dem vordersten den Schädel von der Seite her zertrümmerte, wenig anders als einen irdenen Topf, und wie der Tote seitlings auf die Steine fiel, er sah die beiden anderen sich zur Wehr setzen, und dann war er heran: ein, zwei helle Schüsse kamen ihm entgegen, er nahm den Browning in die Rechte, der Vater schlug auf den Schießen-

den ein, das Messer des letzten hob sich gegen seinen Rücken – Eli tastete etwas kalt ans Herz, dann stand er, schoß, schoß, schoß: und das Messer klirrte auf dem Pflaster. Eine maßlose Erregung schrie aus ihm: „Getroffen!“ Hinter ihm riefen die Frauen etwas Gellendes, ein trappendes Laufen war da, ein Schuß donnerte dunkel hinter ihm, noch einer – kein Browning, wußte er – in seinem Licht erblickte er das Gesicht des Vaters, der sich umdrehte, grellweiß, mit weiten Augen funkelnd vor ungeheurem Zorn – – und schon nicht mehr; er fiel nach vorwärts . . . „Vater!“ dachte er, und sogleich warf ihn etwas von oben Fallendes nieder wie ein heißer Blitz.

Der Polizeileutnant wischte den Säbel ab und befahl: „Weiter.“ Die beiden Frauen stierten, vor Grauen dumm, auf alle die Liegenden, während die Polizisten sich schnell entfernten: auf den Mann, die Burschen, den Knaben und das Kind.

DIE KRÄHE



Drei Tage nach Beginn des neuen Schuljahres, gegen Ende April, um 1/2 11 Uhr, wurde der Tertianer Leo Saamen ungewöhnlicherweise zum Direktor seines Gymnasiums beschieden. Während er, künstlich gelassen, unter allgemeiner etwas bösartiger Neugier auch des Lehrers das Klassenzimmer verließ, die Treppe hinunterging, und noch als er schon die Tür öffnete, grub er angestrengt und ziemlich verstört nach, was wohl gegen ihn „vorliege“; obwohl er sich schuldlos wußte, drückte ihn in der rasch vertrocknenden Kehle ein Reif von Angst, wie er neben dem nachlässig zurückgelehnten „Alten“ in etwas aufgeregter Haltung die ältliche Dame erblickte, bei der er gegen angemessenes Entgelt Wohnung und Nahrung erhielt. Der Chef wies ihm einen Stuhl an – war's möglich? Und was bedeutete es? In seinen Händen raschelte ein Brief ...! Und wie er noch innerlich flehte, so schnell als möglich unterrichtet zu werden, teilte man ihm mit (nicht wahr, man kann ein ausgezeichneter Pädagog und in menschlichen Angelegenheiten dennoch ein wenig ungewandt sein), ihn habe ein Mißgeschick, ein schlimmer Unglücksfall betroffen, dadurch, daß – und vor lauter Behinderung und Teilnahme sprach der Berichtende rasch und sachlich – in seiner russischen Heimatsstadt bei den Unruhen am vergangenen Ostersonnabend sein Vater und sein Bruder ... Hier erhob sich der Knabe mit einem Gesicht weiß wie Mehl und Augen, die nichts sahen, und formte mit

den Lippen die Frage: Tot? „Ihr Bruder lebt, wenn auch ...“ antwortete der Direktor eilig vor Unbehagen, denn er wußte, daß der Schüler seit langem keine Mutter mehr besaß; und Frau Gutlach äußerte gleichzeitig etwas von guter Hut ... Darauf gab Leo Saamen mit leiser Stimme, lallend und stotternd, endlich das Wort „Vater“ von sich; der Direktor beurlaubte ihn für die nächsten Tage, der Knabe wandte sich tappend zum Ausgang, und erst dicht bei ihm, die Hand am Türgriff, wurde die Schraubendrehung des Zimmers um ihn, die Übelkeit brachte, zu heftig für seinen Willen, und er sank langsam hin.

Nach einigen Tagen erlaubte der Arzt, ihm alles zu sagen: der Inspektor Saamen hatte nach den Worten des polnischen Torwächters in der Sonnabendnacht die Fabrik verlassen, später als er zu tun pflegte, und zwar mit seinem Sohne Eli; wie der Pole vermutete, um das Pogrom zu sehen. Als er bis zur Frühe nicht heimkam, suchten ihn seine Leute am Morgen und fanden an der Ecke der Katharinenstraße die Leiche, durch den Rücken geschossen, unweit von drei ebenfalls toten Unbekannten verkommener Art, offenbar den Gegnern eines Kampfes, und nur wenige Schritte von seinem Sohne entfernt, der aber noch lebte. Ein Säbelhieb, durch Pelzmütze und dichtes Haar gehemmt, hatte nicht genügt, seinen Kopf zu zertrümmern; nun lag er in der Villa des Fabrikherrn, der seinem Inspektor stets wohlwollte, und da der Kommerzienrat Wittich kraft Steuern, Trinkgelder und sonstigen Ansehens die Behörden beherrschte, war für den Verwundeten nichts mehr zu fürchten; denn der Säbelhieb, der nach ärztlichem Gutachten von der langen schmalen Klinge eines Offiziers herrühren mochte, würde langsam heilen, und überdies galt es für be-

schlossen, daß Eli, sobald er reisen konnte, zur Schule und zu seinem Bruder zurückkehren werde, indeß Herr Wittich alles Geschäftliche ordnete.

So lautete das Geheimnis, und Leo Saamen blieb es überlassen, damit fertig zu werden – damit und mit noch anderem. Zwar veranlaßte ihn der wohlmeinende Direktor; alsbald wieder die Schule zu besuchen, damit ihm nicht in einsamem Grübeln die Trauer das Herz zerfresse, wenn er sich ihr ungestört hingebe; und die Kameraden bedachten den jäh Verwandelten mit ernsthafter Hochachtung ohne Mitleid, selbst geehrt durch die Ehre seines Verlustes, der auf heldenhafte Art, von Säbeln und Kugeln der Übermacht, das Leben naher Menschen verloren hatte. Auch gefiel ihnen die kalte, blasse und harte Miene, mit der Leo sein Schicksal trug, ohne Pomp und Nachdruck, sondern so schlicht wie den Trauerflor um Hut und Ärmel, den man ihm darum genäht hatte, und den er tapfer bemüht war zu vergessen – wie man etwa einen eben geheilten Arm unter innerer Anspannung gern sorglos bewegt. Aber außerhalb der Schulstunden hielt er sich allein, und niemand hätte ihm das wehren dürfen. Denn das andere, was ihm auferlegt war, mußte er mit sich ganz allein bereden und beenden.

Dieses andere sei zugleich mit dem Orte und der Stunde gegeben, in der es in ihn eintrat. Nach der Sitte der Juden hatte er nach abgemessener Trauerfrist, wenn er den Tempel zum ersten Male wieder betrat, gegen Ende des Gottesdienstes, vom Diener feierlich hereingeführt, an die Lichter des Altars zu treten und, die Blicke der ganzen Gemeinde im Rücken, mit lauter Stimme ein Gedenkgebet für den Toten zu sprechen, an dem der Vorbeter sich beteiligte und dessen Strophen

die Menge chorisch beendete. Der Weg bis zu den Stufen des Altars gelang ihm durch unbegreiflichen Glücksfall; obwohl er die Zähne aufeinander biß, die Nägel in die Handflächen bohrte und jeden Schritt gesenkten Auges befehlsmäßig hervorrief, begriff er nicht sein Dastehen, als er angelangt war. Dann aber, als er zu sprechen begann und durch Kreise von Licht nur die goldgestickten Löwen auf dem Vorhang sah, nichts weiter als hinter Kreisen von Licht die goldenen Löwen auf dem grünen Sammet, der vor den Rollen der Heiligen Schrift niederhing; als das Volk hinter ihm wie eine Kruste abfiel, der Raum zerbröckelte und schwand, und er seine Stimme spröde und klar in leeres Licht hineintönen hörte – als er seine Scham hier zu stehen, seine blutrünstige Trauer, seine Einsamkeit und sein ganzes Leid wie ein Opfer ins Licht hinaus warf und gleichsam hohl, fast wie auf sein Angesicht gefallen, nur noch Stimme war und ein übrig bleibender Rest: da, am Ende der Zeremonie, trat jäh eine Empfindung von Ernst und Verantwortlichkeit in ihn, ein Gefühl ungeheuren Verpflichtseins, so daß er sich plötzlich wieder ganz ausgefüllt, aufgerichtet und gestrafft spürte. Tun! sagte etwas; nicht reden, tun! Tun! Tun! und als er die Augen schwindelig schloß, sah er die schwarzen Blicke des Vaters ganz groß auf sich gerichtet, umgeben von Stirn und Wangen, sehr weiß, verschwimmend in Schwärze; und auch dieser Blick befahl ihm, zu tun. Er hob die Lider und stand vor dem Altar, während hinter ihm die Leute das Gotteshaus verließen. Er ging, aber er sah niemanden, denn er horchte in sich hinab, ob ihm nicht eine Antwort komme auf die Frage, was er tun solle. Erst als er schon zu Bette lag und die Nacht über seinem Haupte durch die offenen Augen

ins Herz hinabsog, ward ihm eine Antwort, die das Rauschen des Blutes in den Ohren Pulsschläge lang schweigen machte. Er hatte den Vater zu rächen. Darum also war er aufgespart worden. Darum hatte Gott gemacht, daß er diesmal nicht nach Hause fuhr, sondern wünschte, hier zu bleiben. Nicht weil er eine Lateinprüfung nachholen mußte, nicht weil Edith Creutz mit blonden Zöpfen durch die Straßen gehen sollte und er neben ihr. Jemand mußte da sein, stark und gesund, weil es Rache galt, Sühne und Tat. Er machte Licht, suchte in den ersten Seiten des Pentateuch und las bei der Kerze jene hebräischen Worte, die deutsch lauten: „Hört meine Rede und merkt was ich sage: ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunde und einen Jüngling mir zur Beule." Da stand es ...

In seinen freien Stunden fand er von nun an nur einen Weg. Er hätte sich auch auf die große Brücke stellen können, aber da gingen stets Leute, und außerdem klebte da allenthalben Schmutz. So glitt er auf seinem Rade Straßen entlang, am Bahnhof vorbei, auf dem eines Tages Eli ankommen würde, dem es bereits besser ging (es mußte v o r h e r getan werden), einen Promenadenweg mit vielen Birken, der schließlich aufwärts durch den hochgelegenen Garten eines Gasthauses führte, zwischen zwei Zäunen wieder hinunter und hügelauf und -ab an einer einstigen Badeanstalt vorbei, abwärts zum Bache. Dieses schwarze und langsame Wasser bildete die Grenze; links entlang sah man schon russischen Boden; und daran nicht genug, begannen jenseits einer Eisenbahnbrücke auch schwarzgelbe Grenzpfähle zu stehen. Die kleine Stadt – und dies war in der Tat ihr einziger Reiz – lag dicht an jener merkwürdigen Stelle, wo die drei Kaiserreiche Europas einander berühren,

und die man im Alltag ziemlich salopp die Dreikaiserecke zu nennen pflegte. In ihrer Nähe stieg Leo aus dem Sattel, um die Maschine an einen Baum zu lehnen und, die violette Schülermütze neben sich, aus dem hohen Grase haßerfüllt und ohne Entschlüsse hinüber zu starren in das mörderische Reich, das sich grün und friedlich jenseits des Flüßchens erstreckte, und das im Dufte des Horizontes nur seinem Auge, nicht seinem Haß eine Schranke bot. Er kannte es nicht, Rußland; wohl fuhr er mehrmals im Jahre sieben oder acht Stunden mit schnellen Zügen, um seinen Vater zu besuchen, aber er kam damit nicht über die Schwelle des Reiches hinaus. „Ja, Rußland ist weit und breit," pflegte der Vater manchmal zu lächeln. Und dennoch lag er hier, ein Einzelner und ein Knabe, um es zu hassen, zu bekriegen, zu zerstören. Aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, und manchmal verzagte er vor Ungeduld . . . Dann löste er mit tiefen Atemzügen und einem harten Vorstoß des Willens die Spannung und Verknotung seines Geistes, und er fing wie ganz von neuem an, geduldig und nachdenklich hinüber zu spähen, auf dem Bauche liegend, die Zigarette zwischen den Fingern und als Deckung für Vorübergehende den „Waldläufer" aufgeschlagen im Gras und in den stark riechenden Kamillen, deren gelb und weiße Sönnchen er sich, um harmlos zu scheinen, ins Knopfloch steckte. Die Maitage dehnten sich lang und warm im Summen der Bienen; drüben fraßen Pferde mit gesenkten Köpfen von dem hohen Gras und peitschten die Fliegen mit den langen Schweifen; schön gingen sie umher, ganz unähnlich sich selbst, wenn man sie vor Wagen traf. Dann lag eines Tages die Wiese kahl: man hatte am Morgen das Gras geschnitten, das erste Heu trocknete, Männer und Frauen

begannen es in Haufen wie Bienenkörbe zu formen, der Mai endete bald, und noch wußte Leo Saamen nicht, was zu tun ... Da wurde ihm geholfen.

Eines Freitagnachmittags, als er gegen halb sieben unter seinen hohen Birken vom Rad sprang, ging drüben am andern Ufer zwischen den Erlenbüschen und den Heuhaufen ein Soldat entlang, kehrte unten an der Ecke um und kam langsam wieder zurück: auf dem Bajonett des Gewehrs, das er im Arm hielt, sprühte die tiefstehende Sonne. Leo begriff sogleich, daß man versucht hatte zu schmuggeln, und daß der da gehe, es zu verhindern. Er wußte wie sie es machten, die Spiritusschmuggler: sie füllten die leichte Flüssigkeit in Schweinsblasen, banden davon soviel sie sich zutrauten an einen Ledergurt, entkleideten sich und schnallten den Gurt um die Hüften. Damit gingen sie ins Wasser – es gab überall Wasser an der Grenze – und schwammen zum verbotenen Ufer, wo sie im Gebüsch, im Wald, in einer Bucht zwischen Hügeln erwartet und von ihrer Last befreit wurden. Die meisten dieser Schmuggler waren Knaben, wenig älter als er, die um geringes Geld und um der nächtlichen Gefahr willen das Gesetz brachen: denn wenn die Wachen sich rechtzeitig einfanden, blitzten Schüsse durch die Nacht, und mancher nackte Läufer, obwohl er seinen Gurt weggeworfen hatte, sprang mitten im Dunkel hoch und lag weißlich am Boden; manches tote Gesicht wurde offenäugig von den schwarzen Wassern der Przemsa gewaschen; denn die Kosaken schossen sofort und scharf.

Sie alle sahen so aus wie dieser da, stramm und blond im grünen Rock, die hohe Mütze mit dem weißen Deckel schief über dem geröteten Gesicht, den kleinen Bart aufgedreht und gesund und lebensfroh in ihren hohen Stiefeln stehend. Es war gar kein richtiger Kosak vom

Don oder Dniepr, man nannte die Truppe an der Grenze so, um sie furchtbarer zu machen; sie gefielen sich in ihrer Gefährlichkeit, und ihre kleinen kieselblauen Augen besahen die Welt gleichsam immer über einen Flintenlauf hin. Oft hatten die Schmuggler Brownings, da mußte man mit dem Leben eilen und durfte keinen Spaß machen, oder nur einen schnellen und harten wie einen Hieb durch die Luft, damit die Klinge pfeife.

Als Leo den Soldaten zwischen Gebüschen hervorkommen und so nahe vorbeischreiten sah, sagte er sich mit anhaltendem Herzen: Der ist's! der hat meinen Vater erschossen. Und er erblich.

Er wußte natürlich, daß nur durch ein Wunder dieser Mann jetzt hier und vor ganz kurzem daheim hätte sein können, und er meinte das auch gar nicht. Er meinte nicht, der Mörder seines Vaters und dieser Grenzsoldat da seien eine Person. Aber in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne zog der Unbekannte in die Gestalt des Gegenwärtigen ein, erfüllte und durchtränkte ihn, und es rann sein gehaßtes Blut in den Adern des Unschuldigen. Ohne den Zusammenhang klar zu überschauen, sagte sich Leo schaudernd: „Er ist es" . . . Aber er zweifelte alsbald; er vertraute seinem Gefühl nicht, denn es trat zu neu vor ihn hin; das oberflächlich Unwahre seiner Meinung bestach ihn und nahm ihm die Gewißheit. Er murmelte: „Ist er es?" und sprang auf die Füße. Ist er es? Gib mir ein Zeichen, bat er in seinem Herzen.

Da geschah es, daß das heftige und überraschende Aufspringen einer Gestalt so nahe der Grenze den Kosaken erschreckte und also gleich darauf verdroß. Zwar war ihm gesagt worden, daß er auf die andere Seite des Wassers nicht zu achten habe. Aber die allgemeine

Geringschätzung der Deutschen, die noch nie einen Übergriff russischer Soldaten oder Gendarmen ernsthaft zur Rechenschaft gezogen und vergolten, sondern sich nur mattherzig dagegen verwahrt hatten, und das Machtgefühl, den Rock eines soviel größeren Staates zu tragen, verbündeten sich gegen diese Unterweisung; und nicht sehr selten berichteten die Zeitungen von russischen Kugeln, die an deutschen Spaziergängern vorüberzischten, sie manchmal trafen und hin und wieder töteten.

Der Kosak rief Leo zu: „Geh da weg", in russischer Sprache. Der Knabe stand schweigend und bleich, aber ohne Regung an eine große Birke gelehnt; er formte im Geiste russische Worte: du hast mir nichts zu sagen; aber er begnügte sich, scharf in das etwa 100 Schritt ferne Gesicht des Gegners zu blicken, das die Abendsonne tief rötete. Als Antwort auf diesen Blick und diesen Widerstand schlug der Geärgerte die Büchse an; aber sei es, daß er von vornherein nicht die Absicht hatte, den andern zu treffen, oder daß, indem er die Bewegung vollzog, sein Willen sich änderte, vielleicht von dem Befehl abgelenkt – genug, er hielt hoch über den Kopf des Jungen auf eine Krähe, die im noch lichten Wipfel der Birke breit hockte, und schoß.

Leo hielt seine Wimpern angespannt oben, damit nicht einmal sie im Krachen des Schusses zuckten; obwohl er glauben durfte, daß auf ihn gezielt sei. Er haßte den Feind in diesem Augenblick so grimmig, daß er nichts anderes, keine Furcht, zu fühlen Raum hatte. Als er gleich nach dem Schuß noch lebte, brach ein Schrei aus und seine Schenkel zitterten. Da kam ein knackendes Fallen durch die Äste, und einen Schritt neben ihm schlug die Krähe ins Gras, warf sich einmal halb herum, zuckte mit einem Flügel und lag still, auf dem

Rücken, die grauen Füße leicht angezogen und wie griffbereit.

Der Soldat sah noch einmal hinüber, dann nickte er der strammen Gestalt des Jungen zu, lachte ein bißchen und nahm seinen Weg zwischen den Sträuchern und den Heuhaufen wieder auf.

Leo blickte auf den großen schwarzen Vogel, den er noch nie so nahe gesehen hatte; seine leicht gebreiteten Flügel vergrößerten ihn noch. An einer Stelle in der Brust, unterhalb des Halsansatzes, zeigten ein paar Tropfen Blut die Wunde; es strömte vermutlich reichlicher aus dem Loch im Rücken, wo das Geschoß den kleinen Leib verlassen hatte, um im sonnenroten Abend weiterzufliegen und sich irgendwo weit zu senken. Der Kopf des Vogels tauchte beiseite gedreht und wie kaum zum Körper gehörend aus einem Kamillenbusch, und sein schwerer gebogener Schnabel drückte ein paar weiße Blüten nieder, auf die die noch offenen Augen hinzusehen schienen; das Gefieder des Halses glänzte metallen und schwarz.

Da erlebte Leo mit völliger Gewißheit, daß jener Mörder es war, der damals auch seinen Vater erschoß. Er atmete tief, und Tränen überschwemmten ihm die Augen; aber nach einer halben Minute hatte er sich einigermaßen gefaßt. Er breitete sein Taschentuch ins Gras, nahm die Krähe bei den Flügelspitzen – wie stark sie geblutet hatte! – und verbarg sie in einem leeren Kaninchenbau unter den Wurzeln der Birke. Dann bestieg er sein Rad, und während das rote Licht durch die Speichen blitzte, überdachte er schon, wie es zu tun sei. Denn der Tod des Soldaten war beschlossen.

Sonnabend um halb sechs lag er hinter Bänken und den Birken verdeckt und spähend: niemand. Erst kurz

nach sechs ward seine quälende Ungewißheit erlöst: er kam. Der Dienst dauerte mindestens acht Stunden; nach Mitternacht kam Wochentags hier ganz gewiß niemand vorüber. Da es lautlos geschehen mußte, und auf der Stelle beendend, blieb nichts als der Dolch; und man konnte ihn handhaben, dank hingebend mitgemachten Indianerspiels. Montag nacht zwischen zwölf und eins. Die tote Krähe lag noch in ihrer Höhle. Das Abendrot, als er heimfuhr, deutete auf Regen. Sonntag regnete es mehrmals des Tags und besonders nachts. Montag vormittag trocknete die Sonne alles, aber gegen vier machten sich leichte weiße Wolken am Himmel auf.

Er hielt trotzdem der Witwe Gutlach gegenüber daran fest, daß er mit Kameraden in den Teichen der Plesser Waldungen baden werde, und ließ sich Abendbrot ins Badetuch packen. Er verbrachte den Nachmittag im Walde nicht allzuweit von der erkorenen Stelle, Brot essend und mehr Zigaretten verbrauchend als sonst; die belastende Erregung seines Gemütes durchbrach bei jeder schwächeren Stelle die Spannung des „Waldläufers“, und je tiefer und stiller der Abend sank, um so lauter hieb sein Herz ins Schweigen . . . Der Himmel tönte sich grün, an gewissen Stellen fanden sich Sterne ein, der Himmel dunkelte zu schwärzlichem Blau und ward schließlich ganz schwarz, von Wolken überwältigt. Der Tag in freier Luft und die unerleichterte Anspannung ließen Leo gähnen und einschlafen; er lag auf dem Rücken in ein graues Cape gewickelt, unter dem er die Faust um den Griff des Dolchmessers schloß, das er während der letzten langen Ferien seinem Vater entwendet und stets heimlich aufbewahrt hatte; eine sehr scharfe und spitze Lütticher Klinge mit einem Griff aus schwerem Horn, gebogener Schneide und geradem star-

kem Rücken, der von der Spitze bis zum Heft so lang war wie eine Hand. Er ruhte, schwarz im Schwarzen, wie ein schlanker junger Baumstamm am nächtlichen Boden, und sein halb offener Mund, der kleine Zähne entblößte, gab dem schlafenden Gesicht ein kindliches Lächeln.

Die dicken Tropfen eines ersten kurzen Regenfalls weckten ihn; er erschrak entsetzlich, denn er war gewiß, die rechte Zeit verschlafen zu haben, bis sein elektrisches Lämpchen ihm zeigte, daß der Uhr noch zwanzig Minuten zu elf fehlten. Er verbarg sein Rad am Waldrand und tastete sich nach zehn Minuten, einen Eisenbahndamm überkletternd, zu seinen Birken. deren Wipfelstellung er selbst vor dem nur schwach helleren Himmel unverwechselbar kannte. Es regnete nicht mehr, die Luft war dick, duftend und warm über Erde und Wasser. Er hörte endlich den Schritt der Wache, die nächtliche Stille näherte ihm das gleichförmige Tappen, als habe er den schmalen Fluß schon im Rücken; dann entfernte sich der Soldat, und Leo entkleidete sich. Er hatte daheim unterm Hemd schon die Badehose angelegt; der Einfall, daß er sie eigentlich nicht brauche, war ihm nicht gekommen. Er wickelte sich in das schwärzliche Cape, wegen der Wärme und um der Schutzfarbe willen, und behielt aus dem letzten Grunde die langen schwarzen Strümpfe. Diese ungewöhnliche Kleidung und die Nachtluft an der Haut des Körpers stimmten ihn fröhlich; außerdem trug ihn die prachtvolle Erregung des Abenteuers und die Ungeduld des Hasses, seit ihm der Feind nicht mehr entfliehen konnte. Der Gedanke kam, alles könne fehlgehen; er zuckte, wiewohl erblassend, die Achsel; dann hatte er eben den Weg des Vaters...
Er schnallte einen Lederriemen um die Hüften und band

daran, einem Einfall folgend, die steife Krähe, außerdem das Messer; es begann alsbald wieder heftig zu regnen. Als der Soldat aller Wahrscheinlichkeit nach fern genug sein mußte, lief Leo bis ans Ufer, hinter einem Weidenbusch entledigte er sich der Strümpfe, wickelte sie ins Cape, das er schlauchförmig zusammendrehte, band es sich wie einen Turban um den Kopf und stieg in das laue, dumpfig riechende und schlammige Wasser. Nach neun und einem halben Stoße landete er, etwas weiter unten als gewollt, und von dem toten Vogel sehr behindert, dessen Gefieder sich voll Wasser gesogen hatte. Das Herz schlug ihm von den Rippen bis an die Zähne. Er spannte sein Horchen wie Fühler in die Nacht, aber nur der Regen lärmte auf dem Flusse. Dennoch blieb er bis zu den Schultern im Wasser stehen, knietief im Uferschlamm, und öffnete erst den Turban; dann schob er sich aufs Feste und verhüllte sich sofort mit dem schwarzen Tuch, die Kapuze über das Gesicht ziehend. Aber der Feind blieb aus; vermutlich lag er irgendwo im Gebüsch und verfluchte den Regen, der Leos schlammige Beine sauber spülte. Er trocknete sie mit dem innern Saum des regendichten Mantels und zog, nicht ohne Mühe, über die noch feuchten die langen Strümpfe. Dann kauerte er geduldig wiewohl frierend, den Dolch in der Hand, hinter sich einen der Erlenbüsche und einen Heuhaufen vor sich, dicht am Wege. Eine ferne Uhr schlug halb; ein Eisenbahnzug tobte, schon fern vernehmlich, über die Brücke; die Uhr schlug dreiviertel; der Regen ward dünn, versiegte, schwand und die Sterne begannen in schwarzem Himmel das hellere Grau der Wolken zu zerlöchern.

Die Schritte meldeten sich eben wieder, ziemlich nahe. Aber etwas Fremdes tat sich mit ihnen kund; und plötz-

lich hörte Leo auffahrend Worte eines polnischen Gesprächs, dessen antwortende Stimme einer Frau gehörte, hoch und spröde:

„Bleib' noch," sagte der Mann.

„Geht nicht," antwortete es.

„Noch einmal bloß," beharrte er. Aber das erzeugte eine schnell vorgebrachte Rede:

„Aber ich hab' keine Zeit, es ist schon zwölf. Eh' es wieder anfängt, muß ich doch zu Hause sein!"

Darauf resignierte er: „Nun, da gehe." Und es war nun an ihr, zu bitten:

„Komm mit, ein kurzes Stück . . . laß den Mantel doch so lange liegen!" Er brummte: „Meinetwegen," und sie entfernten sich, nach einer anderen Richtung als sonst, wohl auf ein Dorf zu.

Leo fand sich verwirrt hinter seinem Heuhaufen. Er wußte nur vag und in wirren Umrissen Bescheid; dennoch zweifelte er nicht daran, daß er ein Pärchen, wie man das nannte, reden gehört hatte . . . Dieser Soldat hatte eine Liebste, eben war er mit ihr beisammen gewesen unter irgendeinem Busch, und morgen würde sie ihn auf der Erde liegen finden, naß und kalt wie jetzt sein Mantel irgendwo auf dem feuchten Boden lag . . . Leo zitterte ein wenig vor Kühle; aber er schob das nasse Heu beiseite und schmiegte sich ins trockene, das sich darunter fand . . . Eigentlich tat ihm das Mädchen leid, und auch der Soldat tat ihm ein bißchen leid . . . Aber in dem Augenblick, in dem er seine Füße wieder hörte, schwand alle Milde, und nur der Täter seiner Tat blieb am Wege kauern, das tödliche Messer in der Hand.

Der Posten kam, eine Zigarette im Munde, die sein Gesicht zeitweilig scharf erhellte, die Hände fröhlich schlenkernd – Leo sah alles wie in halber Dämmerhelle

– in offenem Rock und ohne Mütze und Gewehr ... Wie aber der Mensch nicht traurig von seiner Liebsten ging, sondern fröhlich, erfüllte ihn eine solche Verachtung, daß er es sofort tun mußte. Der Mann kam auf ihn zu – in den Rücken? Zwischen die Schultern? Nein, von vorn, beschloß er schnell – ging an ihm vorüber, Leo erhob sich, ließ das Cape hinter sich gleiten und machte nackt, zwei, drei Schritte hinter ihm her. Dann, dicht an ihm, zischte er kurz, wie man auf der Straße einen Bekannten anruft. Der Soldat drehte sich um wie herumgerissen, und mit einem von den Indianern seiner Bücher erlernten Stoß, mit wagrechter Klinge und gesammelter Kraft geführt, trieb ihm der Knabe die Waffe in den Hals, knapp über der Brust. Etwas Warmes, Riechendes sprühte sogleich und näßte ihm Haar und Stirn; der andere griff nach der Kehle und fiel ins Gras, als zöge ihm wer die Füße fort.

Leo sprang einen jähen Satz rückwärts, wickelte sich in sein Cape und saß eine halbe Minute zitternd und kraftlos in dem gewärmten Heu. Er hatte es getan. Er hatte es getan, jauchzte es in ihm, er hatte es getan! Und sein Glück, sein Stolz, seine tolle Freude stieß wie Opferrauch steil nach dem Himmel. Er war nicht zu schwach gewesen. Er hatte, er allein, den Vater gerächt.

Dann erinnerte er sich wo er sich, befand: am gefährlichsten Ort. Zurückschwimmen, sagte er sich, und dabei untertauchen und sich reiben, damit das Klebrige verschwinde; dann anziehen, zum Rad, nach Haus. Er schauderte davor zurück, noch einmal zu dem Soldaten zu treten; daher legte er es sich als Pflicht auf, und überdies erinnerte er sich der Krähe. Er griff sie beim Flügel und ließ sie auf den Nacken des Toten fallen, der auf seinem Gesichte lag; der große Schnabel neigte sich zu

seinem Ohre. Er hat richtig ins Gras gebissen, dachte Leo voll sattem Haß, aber froh, das Antlitz des Mannes nicht sehen zu können; und als er sich bei diesem Gefühl ertappte, wünschte er seine elektrische Lampe her, ihn umzudrehen und anzuleuchten. Er hätte dann erkennen müssen, daß dieses bartlose Gesicht gar nicht jenem gehörte, der am Freitag nach ihm und der Krähe geschossen hatte . . .

Er schwamm zurück; mitten im Flusse ließ er das Messer fallen und reinigte sich. Er wand die Badehose aus, trocknete sich mit dem Handtuche gründlich ab, kleidete sich schnell an und brach auf, das Rad zu suchen, gar nicht müde, jedoch halb erstaunt über eine gewisse öde Traurigkeit, die sein Herz ermattete, als Rest aller der Erregungen der letzten Stunden . . . Aber er hatte es jedenfalls getan. Zweifellos würde man Schmuggler verdächtigen. Es begann zu regnen; er legte das feuchte Cape um und grub die kalten Hände in die Hosentaschen, betrübt, daß es nun nichts Außergewöhnliches mehr zu verrichten galt, und von leisem Mitleid angeweht, wenn er des Mädchens gedachte. Nun gab es nur noch einen wahrhaft schönen Augenblick: den des Berichts, wenn Eli kam; dabei gedachte er plötzlich mit unwiderstehlicher Deutlichkeit des Vaters, daß auch er eine Nacht im Freien gelegen hatte wie jener Tote auf dem Weg, und wenige beißende Tränen traten über seine Lider und rannen bis in die Mundwinkel, salzig, bitter und feucht.

Als er es nach Wochen dem Bruder erzählte, lagen sie beide in ihren Betten, im Dunkeln, wie früher, und er brauchte dieses völlig veränderte Gesicht nicht mehr zu sehen, dieses gealterte und schmale Antlitz mit verschlossenem Munde und großen Augen; er sprach nicht

eher davon, als bis er jenen hatte Antworten geben lassen, in denen seine alte Stimme klang, etwas leiser vielleicht, aber dieselbe Stimme. Dann berichtete er. Als er geendet hatte, ergab sich jene Pause, in der man auf Antwort wartet. Und Eli wußte, was er dem Knaben zu erwidern hatte. Ein schwermütiger Neid befiel ihn: wie leicht jener das Schicksal aus sich herausgeschleudert hatte, das in ihm, Eli, auf immer steingleich versperrt lag ... Er gewahrte ihn aus einer weiten verblassenden Entferntheit, ihn, der früher einmal nur achtzehn Monate weniger gehabt hatte, als er selbst. Jetzt dehnte sich zwischen ihnen ein Jahrzehnt, und mit diesen altgewordenen Augen blickte er auf die Tat. Er sah ihre ganze Unhaltbarkeit und Trauer, die heillose Opferung eines Menschen und die vergebliche Heftigkeit und Größe des Begangenen; die rührende Hingabe des Knaben an seine Sache und die schlimme Sinnlosigkeit dieser Sache selbst – zugleich aber die notwendige Versponnenheit des einen ins andere: und indem er all das mit tiefer Wehmut im Herzen fühlte, sagte er leise, mit sehr müder Stimme:

„Du bist ein Held. Ich bewundere dich.“

Und im Dunkeln lautlos und glücklich lachend, ließ Leo seinen Kopf aufs Kissen fallen.

Von
ARNOLD ZWEIG
erscheint gleichzeitig:

DAS OSTJÜDISCHE ANTLITZ

Mit fünfzig Steinzeichnungen
von
HERMANN STRUCK

Gebunden Mark 18.–

WELT-VERLAG / BERLIN NW 7

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig





